

Wo sich Lebens- und Sinnräume öffnen...

Zwischen Begrenzungs- und Entgrenzungserfahrungen

Eberhard Hauschildt (Hg.)



Universität Bonn, Wintersemester 2020/21
(Bonner Universitätspredigten 6)

Predigtreihe: Wo sich Lebens- und Sinnräume öffnen...
Zwischen Begrenzungs- und Entgrenzungserfahrungen
Schlosskirche der Universität Bonn, Wintersemester 2020/21

Bonner Universitätspredigten 6

Eberhard Hauschildt (Hg.): Wo sich Lebens- und Sinnräume öffnen...
Zwischen Begrenzungs- und Entgrenzungserfahrungen
Universität Bonn, Wintersemester 2020/21

Bonn, April 2021

Inhalt

<u>„An der Pforte“: Semesterbeginn und der versteckte Kirchraum im Universitätshauptgebäude: EG 166</u>	5
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt mit WMA Carla Weitensteiner und stud. theol. / phil. Julia Husemann zum Semestereröffnungsgottesdienst 08. November 2020, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres	
<u>„Vom Leben in überkleideten Ruinen“: 2. Kor 5,1-10</u>	11
Prof. Dr. Eberhard Hauschildt 15. November 2020, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres	
<u>„Von Kippfiguren und Umkehr“: Mi 4,4</u>	19
WMA Daniel Rossa u.a. 18. November 2020, Kurzandacht zum Buß- und Bettag	
<u>„Hoffnungs(t)räume“ Ps 126</u>	24
WMA Daniel Rossa 22. November 2020, Ewigkeitssonntag	
<u>„Macht hoch die Tür“: EG 1</u>	31
WMA Dr. Katharina Opalka u.a. 29. November 2020, 1. Advent	
<u>„Oh Heiland reiß die Himmel auf“: EG 7</u>	35
Prof. Dr. Günter Röhser 06. Dezember 2020, 2. Advent	
<u>„Bereitet einen Weg“: Lk 1,67</u>	42
Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost 13. Dezember 2020, 3. Advent	
<u>Unglaubliches „in einem Jahr...“: Gen 18,1-15</u>	47
Militärdekan PD Dr. Uwe Rieske 20. Dezember 2020, 4. Advent	

„Weihnachten – Zauber des Heiligen mitten unter uns“: Lk 2,1-14 50

Prof. Dr. Cornelia Richter u.a.

24. Dezember 2020, Heilig Abend

Wie und in welchen Grenzen verbunden werden?: Röm 12,3-8 55

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

10. Januar 2021, erster Sonntag nach Epiphania

Ende und Anfang eines Feierns in Fülle: Joh 2,1-11 62

Studierendenpfarrer Michael Pues und Studierende

17. Januar 2021, zweiter Sonntag nach Epiphania

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen“: Rut 1,1-19a 65

Prof. Dr. Cornelia Richter mit stud. theol. Paul Hector und stud. theol. Anna Kierdorf

24. Januar 2021, dritter Sonntag nach Epiphania

„Licht am Ende des Tunnels“: 2. Petr 1,16-19) 71

PhD Matthew Robinson

31. Januar 2021, letzter Sonntag nach Epiphania

„Auf die Saat setzen“: Lk 8,4-15 77

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt mit stud. theol. Elisabeth Schwab und stud. theol. Jan Thelen zum Semesterschlussgottesdienst

07. Februar 2021, Sexagesimä

**„An der Pforte“: Semesterbeginn und der versteckte Kirchraum im
Universitätshauptgebäude: EG 166¹**

*Prof. Dr. Eberhard Hauschildt mit WMA Carla Weitensteiner
und stud. theol. / phil. Julia Husemann*

*08. November 2020, drittletzter Sonntag des Kirchenjahres
Predigt im Semestereröffnungsgottesdienst*

I. „Tut mir auf die schöne Pforte“²

Zu Beginn des Semesters, zu seiner Eröffnung in einer bestimmten Art und Weise – ein Gottesdienst. Ein Nachdenken, bei dem ich einen Kirchraum vor dem inneren Auge habe. Ein Kirchraum, versteckt im Hauptgebäude der Universität Bonn. Sie und ich, wir sind abwesend von diesem Raum. Und doch ist das, was eigentlich in diesen Raum gehört und für das er da ist, anwesend. Zurzeit ist das auch für die Vorlesungsräume der Uni in diesem Semester typisch. Die Räume sind zu und werden nicht benutzt. Aber das, wozu sie da sind, das geschieht doch, dank der Möglichkeiten der digitalen Übermittlung. Es ist nicht genau das gleiche; aber trotzdem kommt eine ganze Menge von den Seminaren oder den Vorlesungen an. So erging es mir jedenfalls im letzten Semester. Und ich denke, so wird es auch in diesem Semester sein. Abwesend von den Unterrichtsräumen und doch anwesend im Unterricht sein. Und für viele Berufstätige ist es auch so. Und auch bei Familienbesuchen wird es seit vergangener Woche wieder so sein müssen.

Die Dialektik von Abwesenheit und Anwesenheit ist beim Gottesdienstraum grundsätzlich. Sie ist noch mal anders. Denn sie gilt, selbst wenn wir jetzt alle in diesem Moment tatsächlich in der Schlosskirche zusammenwären. Diese Dialektik von Abwesenheit und Anwesenheit im Gottesdienstraum wird regelmäßig in Kirchen besungen. Die dort Anwesenden singen mit. Ein offensichtlich erkennbar Abwesender wird als anwesend besungen. So zum Beispiel in dem Kirchenlied „Tut mir auf die schöne Pforte“.

*Tut mir auf die schöne Pforte,
führt in Gottes Haus mich ein;
ach wie wird an diesem Orte
meine Seele fröhlich sein!
Hier ist Gottes Angesicht,
hier ist lauter Trost und Licht.*

Ein Kirchengebäude wird als „Gotteshaus“ bezeichnet. Gotteshaus – das ist im Grunde nicht anders als die Vorstellung vom Tempel in der Antike: Da wohnt die Gottheit. In der Antike konnte man vielleicht noch denken, dass in irgendeinem

¹ Evangelisches Gesangbuch 166 „Tut mir auf die schöne Pforte“, Strophen 1, 2 und 4; Text: Benjamin Schmolck 1734, Melodie: Joachim Neander 1680

² Julia Husemann

Innenraum, einem Allerheiligsten, dann ein Wesen tatsächlich wohne, oder dass von einem heiligen Objekt unmittelbar magische Kraft ausgehen würde. In der Bonner Schlosskirche, wie in Kirchen überhaupt, ist das offensichtlich nicht der Fall; Gott ist nicht anfassbar, nicht sichtbar, nicht hörbar. In diesem Sinne ist Gott nicht da. Das ist anders als bei Zoommeetings für Seminare, beim Homeoffice oder bei Videoanrufen. Wir können die Anderen sehen und hören; entweder die anderen Menschen sind anwesend oder eben abwesend.

Die Abwesenheit Gottes ist anders, wir können ihn grundsätzlich nicht sehen, hören oder anfassen. Wer nicht an ihn glaubt, drückt es so aus: Es gibt ihn nicht. Und wer an ihn glaubt, wird sagen: Seine Anwesenheit ist von anderer Art.

Von welcher Art ist sie denn? Das Lied beschreibt es so: An diesem Ort werde ich fröhlich sein.

Aber wodurch? Mit Zweckmäßigkeit geht dieser Raum anders um als die Hörsäle und Büros. Er hat Schönheit zu bieten, farbliche Schönheiten wie Ornamente. Er lenkt den Blick – wie ein Hörsaal auch – nach vorne, aber auch nach oben. Er ist offensichtlich dafür vorgesehen, dass von vorne geredet werden wird – darin nicht anders als ein Hörsaal. Aber mit der Orgel im Rücken und seiner akustischen Anlage ist eindeutig auch Musik vorgesehen. Es ist ein Festsaal. Er ist zum Feiern eingerichtet – wie ein paar andere Räume der Uni auch. Er ist auf Feierlichkeit angelegt, aufs Fröhlichsein. „Ach wie wird an diesem Orte meine Seele fröhlich sein.“ Es ist ein Raum für „lauter Licht“. Und ein Raum für eine Art von Fröhlichkeit, die gerade auf den Zustand von Nicht-Fröhlichkeit reagiert: Es geht hier um „lauter Trost“.

Kein Wunder, dass der Dichter hier für das Ich ein besonderes Wort verwendet: „meine Seele“. Ich lese das so: Gemeint ist mein Ich in seiner Gestimmtheit, so etwas wie mein innerstes Ich. Mein Ich in seiner ganzen Tiefe. Wie wird aber dieser Gott, der als Abwesender doch mit solcher Wirkung besungen wird, nun seinerseits beschrieben? Kein Wort von den klassischen abstrakten Charakteristika für den Gottesbegriff wie Allmacht, Allwissenheit, oder selbst Allgegenwart. Stattdessen: „Angesicht“. Eine visuelle Beschreibung da, wo es doch offensichtlich nichts Direktes von ihm zu sehen gibt. Und doch besteht der Dichter auf der Beschreibung der Nähe: „Hier ist Gottes Angesicht.“

Wo finde ich etwas davon, wenn ich mich in der Kirche umschaue? Am deutlichsten dafür ist das Zeichen, das vorne auf dem Altar steht: das Kreuz. Es appelliert an mein Vorwissen. Es soll mich erinnern an die Kreuzigung Jesu, an das, was jener Jude aus Nazareth gesagt und getan hat. An seinen Gottesglauben in der Tradition der Erzählungen des Alten Testaments und daran, wie von ihm und über ihn weitererzählt wurde, dass dieser Tote lebt, nicht einfach mit dem Grab vergangen ist, sondern bleibt – wie Gott bleibt. Man könnte sagen: dass jener Tote

für die Christen zu einem Teil, ja dem zentralen Teil von Gottes Angesicht geworden ist.

Gehört das in die Uni? Es ist in ihr stehengeblieben, weil dieses Gebäude früher einmal ein kurfürstliches Schloss war; das Schloss des kurfürstlichen Erzbischofs von Köln von vor fast 250 Jahren. Und es wurde vom preußischen König den Evangelischen in Bonn vermacht – zu einer Zeit, als die noch keinen Gottesdienstraum in Bonn hatten. Es sind also historische Zufälle, denen das Hauptgebäude diesen Raum verdankt. Ein Erinnerungsraum an vergangene Zeiten. Das sicher. Aber die Frage ist dann, worin sein Potenzial heute liegt als Lebensraum und als Sinraum. Die zwei weiteren Strophen des Lieds bieten dazu zwei Antworten. Die erste ist eine sehr individuelle, die zweite geht dann darüber noch mal hinaus.

II. Ich und Du³

Am Anfang eines neuen Semesters ist alles wieder einmal auf „Start“ gesetzt. Für mich persönlich ist das ein besonderer Neubeginn: Das Abschlussexamen des Studiums be- und überstanden, beginne ich nun meine Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Diese beinhaltet zunächst einmal den Rollenwechsel von der Studentin zur Dozentin. Ich verspüre die Aufregung, unterrichten zu dürfen. Die Motivation, auch in dieser Rolle mein Bestes zu geben. Und vor allem die Freude, mein Promotionsprojekt zu beginnen.

Ich verspüre aber auch Unsicherheit, wie denn all dies werden wird.

Die eigene Unsicherheit in Zeiten der Unsicherheit schlechthin. Unsicherheit, die heute mehr denn je für alle an der Universität, in der Stadt, in Deutschland, in Europa und der ganzen Welt gilt. Die unterschiedlichen Prognosen zeigen, niemand weiß genau, was die nächsten Wochen und Monate bringen werden.

Was wir wissen, ist, dass es eine Zeit des Abstandhaltens sein wird. Ein jeder wird für sich bleiben müssen. Kontakte sollen vermieden werden, wenn überhaupt nur vereinzelt stattfinden. Das kennen wir bereits aus dem vergangenen Frühjahr. So sehr wir also quasi erfahren im Abstandhalten sind, so sehr wissen wir eben auch, was uns in den nächsten Wochen und Monaten fehlen wird.

Die zweite Strophe aus dem Lied kann mehr noch als die erste als eine Beziehungsstrophe zwischen dem Einzelnen und seinem Gegenüber gelesen und gesungen werden:

*Ich bin, Herr, zu dir gekommen,
komme du nun auch zu mir.*

³ Carla Weitensteiner

*Wo du Wohnung hast genommen,
da ist lauter Himmel hier.
Zieh in meinem Herzen ein,
laß es deinen Tempel sein.*

„Ich bin zu dir gekommen, komm nun auch zu mir.“

So beginnt eine Beziehung, so wird eine Beziehung erhalten. Man macht einen Schritt auf jemanden zu und möchte eine Antwort, eine Reaktion haben. Das können ganz unbedeutende Augenblicke sein, wie ein flüchtiges Lächeln, das erwidert wird. Das können Momente im Berufsleben sein, wie wenn ich zum ersten Mal als Dozentin in einem Proseminar eine Frage an die Studierenden stelle. Oder wenn ich später hoffentlich einmal meine Promotionsarbeit zum weiteren wissenschaftlichen Diskurs veröffentliche. Das können Situationen im Privatleben sein, wie wenn ich eine Freundin oder einen Freund kontaktiere, um mich mit ihm oder ihr auszutauschen.

Das ganze Leben besteht daraus: Auf jemanden einen Schritt zu machen, und auf eine sich mir zuwendende Antwort, eine Reaktion hoffen.

Ohne ein Gegenüber zu haben, auf das ich zugehen könnte, oder aber ohne eine Antwort oder eine Reaktion zu verharren; das ist frustrierend, das macht traurig, das macht einsam. Und wenn es auf Dauer so ist und es einem ständig so geht oder bei einer mir wichtigen Person der Fall ist, dann wird es auch ganz schnell mal die Hölle.

Gott ist das Gegenüber, an das ich mich in jeder Situation wenden kann. Er ist das Gegenüber in Sachen letzter Sinn und tiefster Verletzlichkeit, er ist das Gegenüber der Selbstbesinnung an den Anfängen und den Abschieden. Und für manche ist er das Gegenüber jeden Morgen und jeden Abend. Oder er ist das Gegenüber an einem besonderen Tag der Woche, etwa dann, wenn sich jemand in eine Kirche begibt. Das sind Begegnung mit der Beziehungshaftigkeit überhaupt – mit meinem innersten Selbst. Es ist der Sinn von Kirchräumen, von Gotteshäusern, dazu anzuregen.

Der Liederdichter drückt es so aus: „Wo du Wohnung hast genommen, da ist lauter Himmel hier.“ Und sei es mitten in der Uni, wo es doch weniger um Himmel oder Hölle geht, sondern um Wissen und Forschen, um Lernen und Lehren. Es ist wie zwischen Feiertag und Alltag, oder zwischen Gottesdienst und Arbeit, zwischen Poesie und Information. Es geht um mein Innerstes, um meine Empfänglichkeit für das, was mehr ist als Alltag und Arbeit und Information. Es geht um Lebensglück, um Sinnerfahrung. Und so kombiniert der Dichter hier die Sprache der Religion und die Sprache der Liebe: „Zieh in meinem Herzen ein, laß es deinen Tempel sein.“ Ich bin nicht du, das ist meine Grenze. Aber ich kann mehr werden als ich

ohne dich bin. Dann verschwimmen die Grenzen, dann lässt sich der Himmel auf Erden erahnen.

III. „Lass es mir zur Frucht gedeihn“⁴

Szenenwechsel. Von der privaten Erfahrung zur Erfahrung in der Breite des Lebens in der Welt. Von dem Du und Ich zu dem, was daraus wird. Der Dichter greift ein Bild auf, das auf der Grenze zwischen einem Naturbild und einem Kulturbild liegt.

*Mache mich zum guten Lande,
wenn dein Samkorn auf mich fällt.
Gib mir Licht in dem Verstande
und, was mir wird vorgestellt,
präge du im Herzen ein,
lass es mir zur Frucht gedeihn.*

„Mach mich zum guten Land“. Du, Gegenüber, die Erfahrung mit dir verändert mich. Nun entwickelt sich etwas Neues bei mir. So wie bei einem Acker, auf dem die Saat aufgeht. Doch das Bild zielt nicht so sehr auf die Biologie von Säen und Empfangen, sondern wendet die Sache ins Geistige. Eine Saat, die im Verstand aufgeht. So als ob der Dichter hätte ahnen können, dass jetzt gerade sein Lied und seine Strophe hier in die Universität Bonn, in ihr Hauptgebäude, verpflanzt ist. Ich werde in meinen Verstand und auf meinen Verstand angesprochen. Es geht um einen Lernprozess. Und für das, was daraus geworden ist, lassen sich auch Qualitätsurteile fällen. Gute Saat geht auf in gutem Land. Nicht soll das ein Vorgang sein, bei dem sich die Dinge vernebeln, bei dem das Wissen zum Instrument für Böses wird (das ist ja auch immer nicht ausgeschlossen), sondern wo es zu Klarheit und Licht führt. Darum mehr und darum besser Sehen, genauer hören und darum besser hören, differenzierter denken und darum besser denken. Habe Mut, dich deines Verstandes zu bedienen. Aufklärung! Aufklärung über die Welt, über mich selbst, und ja auch über das, was schon seit langen Vorzeiten der Menschheit als säender Anfang vorgestellt wurde und was von der Religion als Gott bezeichnet wird. Als was oder wen will ich die Kraft, der wir uns verdanken, verstehen? Um alles das geht es in allen Wissenschaften an der Universität, je aus ihrer Perspektive gefragt und beantwortet. Von der Physik bis zur Medizin, der Soziologie bis zur Psychologie, der Mathematik wie der Geschichte, der Theologie wie der Philosophie.

Und noch einmal wechselt der Dichter das Bild – und schreitet zu einer anderen Dimension von Gutheit. Nun es geht um einen Lernprozess, geradezu um einen Formatierungsprozess im Herzen. Vom Verstandeskopf zur Herzenshaltung. Bei uns in unserer Kultur geht das auseinander, auch z.B. bei dem Rapperduo „Fourty

⁴ Eberhard Hauschildt

and Jamule“, die rappen: „Herz gegen Verstand“.⁵ Im Mittelmeerraum der Antike, bei den Ägyptern wie den Hebräern, war das etwas anders. Die hatten noch keine Ahnung, was es mit Glibbermasse hinter dem Schädel auf sich hat. Sie vermuteten stattdessen im Herz, das den Lebenssaft durch den Körper pulsieren lässt, beides, Verstand genauso wie Gefühle. Verstand gepaart mit Herz, Herz mit Verstand. Denn es braucht wohl beides, damit Gutes entsteht.

Der Dichter kehrt zum Schluss seiner Strophe noch mal wieder zum Ackerbild zurück, beziehungsweise zur Bauernerfahrung, wie sich Gutheit zeigt. Neudeutsch gesagt, lautet die Regel: Schau dir den Outcome an, wenn du zwischen gut und dumm oder gut und böse unterscheiden willst. Wahre Propheten oder falsche Propheten sind wie Obstbäume: „An ihren Früchten soll ihr sie erkennen“ – so sagt es der biblische Wanderprediger aus Nazareth.⁶ Eine simpel daherkommende Regel, in der Weisheit steckt. Und personalisierter sagte es ja der Dichter auch. Man kann den Schluss seiner Strophe sich aneignen als Wunsch und Bitte fürs Semester wie für diesen Winter, vor dem wir stehen, für einen selbst wie für andere: „Gib mir Licht in dem Verstande und, was mir wird vorgestellt, präge du im Herzen ein, lass es mir zur Frucht gedeihn.“

⁵ Fourty x Jamule: Heute Nacht

⁶ Matthäusevangelium Kap. 7 Vers 16

„Vom Leben in überkleideten Ruinen“: 2. Kor 5,1-10

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

15. November 2020, vorletzter Sonntag des Kirchenjahres

(I. Novemberstimmung)

In dieser Jahreszeit des Novembers sind die sonnigen und goldenen Zeiten vorbei, wie sie noch im Oktober erfahren worden sein mögen. Die allermeisten Blüten sind ausgeblüht; die Blätter der Bäume sind gefallen, nackt stehen die Bäume jetzt da mit ihrem Gerippe aus Zweigen. In den Blumenläden und der Pflanzabteilung im Baumarkt überwiegen dann die Gestecke für den Friedhof – für den Gang an die Gräber. Gedenken an das Lebensende. So unsere kulturelle Tradition. In ihr schlägt sich zusätzlich nieder, was auch die Traditionen des Kirchenjahres in ihren Bezeichnungen ausdrücken. Heute ist der „vorletzte Sonntag des Kirchenjahres“⁷, der vor dem „letzten Sonntag im Jahreskreis“⁸ des Kirchenjahres.

In dieser Zeit rückt es einem näher – das, was eigentlich ja insgesamt und immer stimmt: dass das Leben jedes Einzelnen ein Leben zum Tode ist. Leben heißt Sterben. Leben heißt Endlichkeit – Leben heißt, sich im Risiko zu bewegen, dass das Leben anderer, aber eben auch mein eigenes früher oder später aus ist.

In dieser Jahreszeit überhaupt, und dieser des Jahres 2020 noch einmal spürbar mehr, lässt sich das nicht beiseiteschieben. Nicht so, wie wenigstens für die meisten bei Sommer und Sonne es ganz gut möglich war. In einer Woche ist, ganz am Ende des Kirchenjahres, „Totensonntag“⁹, Gedenktag der Verstorbenen überhaupt, und besonders derer dieses so besonderen Jahres 2020. Ein Jahr, in dem die Zahlen neuer Verstorbener zum Bestandteil fast jeder Nachrichtensendung geworden sind.

Religion lenkt in dieser Situation den Blick darüber hinaus und verweist auf ein Jenseits des Todes, überspringt Raum und Zeit und redet von Ewigkeit. Das ist alte Tradition, eingeschrieben in die europäische Kulturgeschichte – und nicht nur in die. So heißt der letzte Sonntag des Kirchenjahres nicht nur „Totensonntag“, sondern zugleich auch „Ewigkeitssonntag“¹⁰. Großer Anspruch, radikale Gegenthese, wo doch angesichts der Gräber auf den Friedhöfen genau das Gegenteil vor Augen tritt: Nichts ist ewig. Und wenn wir davon reden, etwas ‚nie‘ zu vergessen, oder einander versprechen, ‚immer‘ für

⁷ Die Bezeichnung des Sonntags am 15.11.2020 in der evangelischen liturgischen Ordnung.

⁸ Die Bezeichnung des Sonntags am 21.11.2020 in der römisch-katholischen liturgischen Ordnung.

⁹ So die eine Bezeichnung für den letzten Sonntag im Kirchenjahr.

¹⁰ So die andere Bezeichnung für den letzten Sonntag im Kirchenjahr.

jemanden da zu sein, so sagt unsere Sprache mehr, als was maximal realistisch wäre: etwas zu versprechen, bestenfalls für ‚so lange wie möglich‘. Selbst die Gräber bestehen für nicht mehr als 20-30 Jahre, bevor sie ‚aufgehoben‘ werden, höchstens für ein paar Jahrzehnte mehr unangetastet bleiben, wenn jemand das will und finanziert, – es sei denn, sie werden zu Denkmälern erhoben.

(II. Lebensraum und Sinnräume)

Machen wir uns also nicht doch offenkundig Illusionen? Die Rede von der Ewigkeit, sie mag, wenn man sie abstrakt nimmt, vertretbar sein. Eine gewisse Art von Materialität und Bewegungsenergie mag jedenfalls für quasiunendlich gelten können, wenn wir damit die von uns teilweise überschaubaren bzw. berechenbaren kosmischen Welten meinen. Allerdings wäre das ein Begriff von Ewigkeit, von dem schwierig zu sagen ist, was für einen Sinn er erschließen könnte. Für mein Leben jedenfalls besagt er wenig.

Dabei liegt doch in dem, dass man existiert, eine mitgegebene Aufgabe. Eine, der sich keiner so recht entziehen kann: so lange, wie man lebt, sein Leben zu führen. Sich dabei unausweichlich ein Bild von sich selbst und seinem Drumherum zu machen. Also in diesem zugegebenermaßen kleinen Sinn- und Lebensraum, sich wie auch immer zu bewegen – jetzt und eben auch an diesem Tag heute.

Die Menschheit hat sich diesen Lebensraum und Sinnraum im Laufe ihrer Entwicklung immer mehr erweitert, den Lebensraum immer weiter bis zur anderen Seite des Globus und sonstige letzte Winkel größer gemacht, ja ist bis auf den Mond gereist und stößt über Teleskope und Maschinen weit in das All vor, baut sich Hilfsmittel von der Dampfmaschine bis hin zu Formen von elektrisch programmierbaren Arten von Kommunikation und Speicherung und sogar so etwas wie künstliche Intelligenz. Die Menschheit hat auch große Sinngebäude aufgebaut – in Geschichten und Mythen bis hin zu denen der Wissenschaften, in unzählige Bereiche hinein ausdifferenziert.

Aber doch bleibt jeder Mensch unausweichlich gebunden an seine eigene körperliche Basis, sein eigenes endliches Leben, seinen eigenen Lebens- und Sinnraum. Wie willst du, wie kannst du dein Leben leben in Denken und Handeln, oder vielleicht doch genauer: als was erfährst du dein Leben? Dem kann keiner und keine ausweichen – diese Frage drängt sich auf.

Eine klassische Antwort darauf gibt es schon bei den Griechen der Antike, kommt aber auch sonst mehr oder minder ähnlich vor. Sie hat sich auch für viele Epochen zu einer Normalvorstellung im Christentum entwickelt. Die Vorstellung geht davon aus: Da ist mein irdischer, endlicher Leib und da ist

meine ewige Seele. Die Plausibilität dieser Vorstellung hat allerdings in der Moderne erheblich abgenommen. Und was dann? Welches Bild haben wir von uns selbst?

(III. Sehnsuchtswesen in der leiblichen „Hütte“ auf Zeit)

Ich lenke unsere Aufmerksamkeit auf eine Passage eines Briefes, der im Zweiten Korintherbrief überliefert ist, geschrieben ein paar Jahrzehnte nach Jesu Tod an eine christliche Gemeinde der griechischen Stadt Korinth. Grund für den Brief ist einer, der uns wie typisch modern vorkommt: Da sind welche, die von sich sagen: Ich glaube nicht an die Auferstehung, genauer: nicht an die leibliche Auferstehung. Seele, damit hatte man damals keine Probleme, aber den Leib in die Auferstehung mit einbeziehen – das ist doch eine ganz unplausible Vorstellung. Der Briefschreiber Paulus, der die Gemeinde leitete, sieht es anders. Dass er es anders sieht, das mag damit zusammenhängen, welche Vorstellungen er von der Auferstehung Jesu hatte: Das Grab ist leer. Der, der richtig tot ist, ist wieder richtig lebendig gemacht. Und wenn das von Jesus Christus gesagt werden kann, dann hat das Folgen dafür, was jetzt Tod überhaupt bedeutet, was die erfahren, die jetzt „in Christus“, wie Paulus sich auszudrücken pflegt, leben.

Also fängt Paulus an, seine Vorstellung angesichts solchen Zweifels weiterzuentwickeln. Er tut es in Bildern, aber auch mithilfe von Argumentationsschritten. Er malt – und argumentiert. Er baut so etwas wie ein theologisches Nachdenken auf. Klassischerweise sind in den Mythen und Bildern und Riten die Argumentationsgehalte eher implizit. Theologie, wie Paulus sie entwickelt, ist dazu da, die Argumentation expliziter zu machen. Sie ist dazu da, Bilder auszulegen und die Auslegung in Bilder zu fassen. Etwas als etwas zu fassen und daran gedanklich zu arbeiten und das Gedankliche so auszudrücken, dass es eindrücklich wird, dafür eignen sich wieder Gedankenbilder am besten. Die Rede vom Urknall oder die von einem vierdimensionalen Raum z.B. tun auch nichts anderes.

Paulus wählt für das Leibliche ein Bild, das an die implizite Vorstellung von der Seele, die in einem menschlichen Leib wohnt, anknüpft. Nur tut er es in eine bestimmte Richtung hin. Sein Interesse gilt hier gerade nicht der Seele, sondern dem Leib. Den nennt er „unser irdisches Haus“, genauer: eine „Hütte“ (V. 1). Das Bild ist ein etwas anderes als das von einem Gefängnis. Die Hütte ist die derzeitige Wohnung, die Behausung, die wir haben. Das Nicht-Komfortable besteht in einer Freiheitseinschränkung, die anders akzentuiert ist als beim Gefängnis. Sie lässt assoziieren: Manchmal zieht's da ganz schön rein und macht einen frieren. Vielleicht wirst du tiefend nass – ein Loch im Dach. Es kann sein, dass dein Hüttenleib dir riesige Schmerzen bereitet oder

auch dass er unaufhörlich juckt – auch das macht dich fertig. Immer wieder, und je älter die Hütte wird, umso mehr, bist du am Ausbessern und Machen, du treibst vielleicht Sport, pflegst dich mit Duschen und Cremes, lässt den Zustand deiner Hütte durchchecken und, wo für nötig befunden, da folgst du den Experten und reagierst mit Medizin, oder sogar, wenn nötig, mit einer Operation. Als Hütte sind wir, um ein Wort aus unserer Zeit zu nehmen, gekennzeichnet durch ‚Vulnerabilität‘.

In diesem Leib zu leben, das ist mehr als pure Körperphysik, -chemie und -biologie, sondern dieser Leib, das sind wir auch mental, psychisch und darin, wie wir uns äußern: Wir bewegen uns in unserer Hüttenexistenz zwischen, so sagt es Paulus, „Seufzen“ und „Sehnen“ (vgl. V. 2). Seufzen über das Jetzt, darüber, was jetzt derzeit alles nicht geht und was fehlt, und wir sehnen nach dem, wie es war, etwa noch im Jahr 2019 oder überhaupt ‚früher‘ in der Erinnerung an die guten alten Zeiten oder wie hoffentlich bald, im nächsten Jahr vielleicht schon oder sein wird, wir sehnen uns nach der ‚Zukunft‘ überhaupt oder eben nach Ewigkeit und ‚Jenseits‘. Menschen sind Sehnsuchtswesen.

Ein Blick nach vorne bedeutet aber trotz aller Sehnsucht garantiert dies, in den Worten des Paulus: „Wenn unser irdisches Haus, die Hütte, abgebrochen wird ...“. (V. 1) Die Hütte ist auf Zeit, wird irgendwann ‚durch‘ sein. Die Hütte wird abgebrochen, ist nicht mehr bewohnbar. Ja, was dann? Welches Sehnsuchtsbild wollen und können wir da entwickeln und pflegen? Endlich vom Leibe als dem Gefängnis der Seele befreit? Das klingt schon fast nach Suizid, ist auf jeden Fall Weltflucht. Oder wir nehmen Abschied von solchen Sehnsüchten: Ich glaube nicht an die Auferstehung – und die des Leibes schon gar nicht; vergiss deine Phantasien.

Und was wäre denn auch mit der Todessehnsucht oder der Ewigkeitssehnsucht gewonnen! Was sagen wir damit über uns selbst aus durch das, was wir glauben oder nicht glauben wollen, was wir glauben können oder eben nicht glauben können. Was besagt das eigentlich, wenn wir es so empfinden, dass dieses und jenes uns überzeugt oder nicht überzeugt? Es besagt: Die Aufgabe, das Leben zu leben, und zwar jetzt, diese jedenfalls bleibt.

Und so bleibt auch die Frage: Mit welcher Art von Zukunftserwartung leben? Genauer: Welche Art von Zukunftserwartung könnte die grundierendste für uns sein?

(IV. Begrenzungserfahrung und ein besonderes Entgrenzungsbild)

Um das zu entwickeln, knüpft Paulus bei dem Gegenüber von endlich und ewig an, bei dem Gegenüber von Erde und Himmel, bei dem Gegenüber von endlichem Menschen und ewigem Gott. Er bleibt dabei konsequent in dem Vorstellungsraum des Leibes als Hütte. Er geht davon aus, dass die Hütte einmal abgebrochen sein wird, quasi zu einer Ruine geworden, eben dass wir als Leib und in unserem Leib auf den Tod zugehen. Begrenzungserfahrung. Die darüber hinausgehende christliche Hoffnung beschreibt er so: „Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.“ (V. 1) So weit ist diese Hoffnung gekennzeichnet als etwas, was schlicht als das getreue nichtdefizitäre Gegenbild zu dem von der irdischen, im Verfall begriffenen Hütte im Diesseits erscheint: eine Hoffnung auf Himmlisch-Jenseitiges, Ewiges, Göttliches. Wir ziehen bei Gott ein, der irdische Leib hat ausgedient. Wir ziehen ein in Gottes Haus.

Doch war das nicht eigentlich genau die These, die diejenigen hatten, die sagten: Ich glaube nicht an eine leibliche Auferstehung? Gottes Haus, das ist dann eben doch ein Seelenhaus für ewige Seelen? Paulus legt nach, indem er das göttliche Haus anders beschreibt. Gottes Tun beschreibt er so, dass es uns gerade nicht raus aus der Erde führt, weg von unserem Leibsein. Gottes Tun verhält sich anders dazu. Das, was die göttliche Behausung tut, verhält sich anders zu unserem Hüttenleib. Die Vorstellung des Paulus ist seltsam. Sie behält das Bild von der Hütte bei und zugleich transformiert, ja bricht sie es.

Es ist ein Bild aus der Sprache menschlicher Zuwendung, das hier eingeschoben wird. Ich zitiere: „[...] so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden.“ (V. 2f.) Dieses göttliche Haus hat den Charakter einer Kleidung, eines Bekleidungs Vorgangs: Es bietet Wärme und Schutz; es führt hinaus darüber, sich seiner Nacktheit zu schämen – oder die Kränkung, die darin liegt, zu ignorieren.

Das spielt auf die Schöpfungsgeschichte an: Die Menschen – in der Erzählung Adam und Eva –, die gerade vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, werden sich ihrer Nacktheit bewusst; die erste Lüge ist auch schon da. Es ist aus mit den paradiesischen Zuständen, stattdessen Schweiß und Schmerzen. Und wie reagiert Gott? Die Erzählung sagt: „Gott der HERR machte Adam und seiner Frau Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.“ (Gen 3, V. 21) Das ist Gottes Reaktion auf die menschliche Intelligenz in sterblichen Körpern. Das ist Gottes

Reaktion auf das Seufzen über das verletzbare Leben auf Zeit. In Jesus Christus wird das noch weiter deutlich – bei dem, der sich den Menschen gerade in ihrer Leiblichkeit zuwendete: den Armen, den Kranken, den Kleinen, den Sündern, den Menschen in all ihrer Nacktheit. Da geht die Geschichte weiter, wie sie schon vorher in Gottes Auserwählung des kleinen und bedrohten Volkes Juda und Israel sich zeigt, auch durch die Militär- und Staatskatastrophen hindurch. An Christus haben es die Frauen am Grab und die Jünger nach seinem Tod abgelesen: Ja, Leben heißt Sterben, auch oder gerade bei ihrem Jesus; aber die Sache wird von Gott dann umgekehrt: Sterben heißt Leben, wird zur Auferstehung. Radikale Entgrenzungserfahrung. Und so formuliert Paulus:

„[...] solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben.“ (V. 4) Die Ruine ist überkleidet. Das Sterbliche wird „verschlungen“, wird aufgezehrt, wird transformiert von einer Art ewigem Leben. Wodurch? Durch die Zuwendung Gottes. Gott wendet sich nicht dem höheren Menschen zu, sondern dem Menschen in all seiner Niedrigkeit, seiner Leiblichkeit. Entgrenzungserfahrung für die Begrenzungserfahrung.

(V. Ewigkeitsbilder fürs Hier und Jetzt)

Was sollen solche Bilder, solche Hoffnungsphantasien? Wohin führen sie? Führen sie eben nicht doch weg aus dieser Welt und ihrem ‚Jammertal‘ oder machen sie es ein bisschen verträglich erträglich? Mir scheint: Wenn Paulus auf so etwas wie die Vorstellung leiblicher Auferstehung nicht verzichten will, dann liegt dies gerade darin, dass er intuitiv erfasst: Es würde die Christuserzählung wieder verdrehen – und das ist deswegen so gefährlich, weil es damit zugleich die Selbstwahrnehmung der Christinnen und Christen verdreht.

Ob man an die ewige Seele noch glaubt oder doch nur an die Endlichkeit des Körpers, das macht dann gar keinen so großen Unterschied mehr aus. Denn beides zieht die Kraft für das Leben hier und jetzt ab. Dem Paulus aber geht es um das Hier und Jetzt, also das Leben mit Seufzen einerseits; es geht ihm zugleich darum, was genau wir denn erhoffen.

Man sieht das daran, dass bei Paulus mit dem Bisherigen seine Passage noch nicht abgeschlossen ist. Er will noch zeigen: Das Leben in dieser Hoffnung ist schon jetzt ein anderes. Dieser Gott, der diese überkleidende Zukunft angekündigt hat mit Christus, der hat schon jetzt ein „Unterpfand“ gegeben:

seinen Geist (V. 5). Dessen Wirken hier und jetzt unter uns. Das gelebte Vertrauen.

Und ein letzter Schritt: Dieses gelebte Vertrauen schließt noch etwas ein: Es wird damit das jetzt gelebte Leben wichtig. Es geht nicht um die Vernichtung des endlichen Jetzt, es geht umgekehrt um genau dieses Leben jetzt, und zwar als ein Leben vor Gott, es geht um dessen Anerkennung durch Ihn. Paulus redet nun mit der Tradition vom letzten Gericht vor Gott, also vor Christus (V. 9), von der letzten Beurteilung von Verantwortlichkeit im eigenen Leben für andere. Eine Beurteilung ist das, die alles misst, aber eben nicht daran, als wie toll etwas erschien, nicht einmal daran, ob es unter den Menschen Anerkennung gefunden hat, sondern es schließt gerade auch das ein, wo welche Opfer waren, ganz ohne dass die Täter im Hier und Jetzt erkennbar zur Verantwortung gezogen worden waren. Es geht um letzte Gerechtigkeit.

Und damit gilt: Dein Leben jetzt ist wichtig und das deiner Mitmenschen auch, eines jeden Einzelnen. Auferstehung, Leben nach dem Tod, Ewigkeit über den Tod hinaus – das sind nicht Bilder und Vorstellungen um ihrer selbst willen, sondern das sind Bilder, die einen Unterschied ausmachen. Sie machen einen Unterschied aus dafür, wie wir uns jetzt sehen, uns selbst, die anderen, die Welt um uns herum. Die Bilder, die uns Paulus vormalt, sind Bilder, die die wohlbegründete Skepsis und Enttäuschung gerade mit aufnehmen und in und mit ihr auf das Gute setzen. Sie wollen dazu anregen im Vertrauen darauf, dass bei Gott das Gute gesetzt ist. Eben auch an diesem Sonntag im November 2020.

Paulus schreibt (aus 2. Kor. 5)

„1 Denn wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel.

2 Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, 3 weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. 4 Denn solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben.

5 Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpfang den Geist gegeben hat. 6 So sind wir denn allezeit getrost und wissen: Solange wir im Leibe wohnen, weil wir fern von dem Herrn; 7 denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. 8 Wir sind aber getrost und begehren sehr, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn.

9 Darum setzen wir auch unsre Ehre darein, ob wir daheim sind oder in der Fremde, dass wir ihm wohlgefallen. 10 Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem

*Richterstuhl Christi, auf dass ein jeder empfangen nach dem, was er getan hat im Leib,
es sei gut oder böse.“*

Und der Friede Gottes, der höher ist denn wir mit unserer Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Es segne und behüte dich der Ewige, der Überkleidende; er lasse Sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig. Er erhebe Sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden. Amen

„Von Kippfiguren und Umkehr“: Micha 4,4

WMA Daniel Rossa u.a.

18. November 2020, Kurzandacht zum Buß- und Betttag

(1.) „Gerechtigkeit erhöht ein Volk; aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ Mit dieser tiefen biblischen Weisheit aus Spr 14,34, die so alt ist, wie sie aktuell ist, begrüße ich Sie und euch zu dieser Andacht anlässlich des Buß- und Betttags. Er liegt zwischen zwei ernsten Sonntagen: Zwischen Volkstrauertag und Totensonntag. Das Zentrum dieser Woche, der ‚Mittwoch‘, steht im Zeichen der Buße. Buße: Ein altes, religiöses Wort für das griechische *μετάνοια* (*metánoia*). Das lässt sich auch verständlicher übersetzen – nämlich als „Umkehr“. Umkehr durch Einsicht ist damit gemeint – ein Umdenken in derjenigen „Wesenstiefe“, die unsere Integrität als Mensch verbürgt.

(2.) Es gibt Gegenständen, deren bloße Anwesenheit, ein solches Umkehren von Herz und Verstand bewirken kann. Ein Ort hier in Bonn, an dem solche Gegenstände zu finden sind, ist dieser hier das Haus der Geschichte. In ihm wird die Geschichte der Bundesrepublik erzählt. Leider ist der Zugang zum Haus der Geschichte durch den Lockdown derzeit nicht möglich. Aber zum Glück finden sich einige Exponate aus seiner Dauerausstellung auch digitalisiert. Dieser Karteikasten¹¹ ist im Haus der Geschichte Teil einer Regalreihe, in der lauter solche Karteikästen stehen. Diese Regalreihe bildet bloß einen kleinen Teil der Zentralen Namenskartei des Deutschen Roten Kreuzes. Im Museum und auf der Internetseite des Lebendigen Museums Online findet sich dazu die Information:

„Tetzlaff bis Teubusch, jede Karte eine Person. Auf Karteikarten sammeln das Deutsche Rote Kreuz und die kirchlichen Hilfswerke die Informationen zu vermissten Personen nach dem Zweiten Weltkrieg.“

Die Zentrale Namenskartei des Deutschen Roten Kreuzes umfasst im Jahr 2014 rund 50 Millionen Karteikarten in 35.000 Karteikästen.“¹²

Stellen Sie sich das vor: 35.000 dieser Karteikästen, 50 Millionen Karten, 50 Millionen Menschenleben und unzählige weitere Menschenleben, die durch den Verlust eines lieben Menschen nachhaltig beschädigt wurden. Und das nur in Deutschland. – Vor dieser Regalwand im Haus der Geschichte ist das unfassbare Leid, was Menschen anderen Menschen antun können, für einen kurzen Moment mit der Hand zu greifen. Man wird ganz still. Sprachlos. Betroffen. Und für einen Moment wird die Regalwand zur Klagemauer, zum Mahnmal gegen Krieg und Menschenverachtung.

¹¹ Rufen Sie zur Ansicht bitte auf Stiftung Haus der Geschichte: EB-Nr. 1994/12/0840, Foto: Thüker/Schaarschmidt, in: Lemo. Lebendiges Museum Online, hg. v. Stiftung Haus der Geschichte, <<https://www.hdg.de/lemo/bestand/objekt/technisches-geraet-karteikasten-suchdienst.html>> (17.11.2020).

¹² S. Anm. 1.

(Einblendung Bild *Schweige*)

(4.) Ich habe vor der Stille nichts gesagt, damit sich alle so besinnen können, wie es jeweils wohltuend ist: Mit geschlossenen Augen oder auch versunken in das Bild, was auf dem Bildschirm zu sehen ist.

Wir sehen eine Komposition, der ich den Titel *Schweige* [sprich: Schweigeminute] gegeben habe. (Für die Kenner: Natürlich ist sie von John Cage 4'33'' inspiriert.) Die Notensysteme der Partitur sind zum Ziffernblatt einer Uhr gekrümmt. Gespielt wird dieses Stück, indem man eine Minute schweigt: Mit der Stimme und dem Körper – und indem man mit dem Geist empfänglich ist für die Stimmungen, die im Schweigen, die Gedanken und das Gedenken, das in der Stille entstehen. Das markieren die Ausdrucksbezeichnungen am Rand.

Das Stück ist eine Kippfigur, also etwas, das mal so und mal so erscheint: Ist das ein Bild oder eine Partitur? Ist der Vollzug, zu dem es auffordert, Schweigen, Musizieren, Gedenken? Während man es schweigend betrachtet und die Minute vergeht, schlägt unser Auffassen mal in die eine oder andere Deutung um. Es entsteht ein Deutungsvakuum, ein Moment der Schweben zwischen eigenem Tun und Seinlassen. Dieses Stück führt uns die eigenen Grenzen vor Augen: Das Einzige, was man manchmal tun kann, ist Nichtstun, Warten, sich gedulden. Etwas nur tun können, indem wir es nicht tun. – Und es erlaubt uns umzudenken: Schweigen als Musik zu verstehen, Musik als Schweigen zu verstehen. Musik als bildende Kunst zu verstehen, bildende Kunst als Partitur.

Dieses Umschlagmoment macht auch die Buße aus: Sich dahinein zu ergeben, sich nicht mehr zu rechtfertigen, das Selbstrechtfertigungsbestreben loszulassen, es aufzugeben und das auszuhalten. Aus dieser Pause, diesem Augenblick ohne Ausdehnung, dem Umschlagmoment erwächst ebenfalls eine Verwandlung, wie wir sehen werden. – Im Ritual der Beichte, der institutionalisierten Buße, würde nun die Absolution, die Lossprechung von Schuld und Sünde, die Rechtfertigung erfolgen. Da, wo ich es aufgabe, mich vor mir selbst rechtfertigen zu wollen, erfahre ich Anerkennung, obwohl ich so bin.

(5.) Ich möchte dieses Umschlagen, den Losspruch, das Eröffnen von Hoffnung, diesmal nicht mit Worten zum Ausdruck bringen, sondern ich möchte eine Ansammlung weiterer Artefakte aus dem Haus der Geschichte sprechen lassen. Auch sie haben gewissermaßen die Form von Kippfiguren: Die Artefakte hier¹⁴ aus der Nachkriegszeit, funktionieren so ähnlich: Mal sieht man in ihnen, was sie waren, Kriegsinstrumente, mal die Gegenstände des alltäglichen Lebens, in die sie

¹⁴ Rufen Sie dazu auf Lemo. Lebendiges Museum Online: Suchergebnis „Notbehelf“, hg. v. Stiftung Haus der Geschichte, <[https://www.dhm.de/fileadmin/lemo/suche/search/?q=%2A&h=0&f\[\]=epoche%3ANachkriegsjahre&f\[\]=seitentyp%3AObjekt&f\[\]=keywords%3ANotbehelf](https://www.dhm.de/fileadmin/lemo/suche/search/?q=%2A&h=0&f[]=epoche%3ANachkriegsjahre&f[]=seitentyp%3AObjekt&f[]=keywords%3ANotbehelf)> (17.11.2020).

verwandelt wurden: Ein Stahlhelm, aus dem eine Seihschüssel, ein Sieb, geworden ist und eine Handgranate, deren Enden verkehrt herum aufeinandergesetzt wurden, sodass sie zum Eierbecher wurde.¹⁵

Dietrich Bonhoeffer, selbst ein Opfer des Unrechtsregimes, das den Zweiten Weltkrieg heraufbeschwor, bekennt diese Verwandlungskraft mit folgenden Worten: „Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will.“¹⁶ Ein älterer als Bonhoeffer, der biblische Prophet Micha, kommt mir jedes Mal in den Sinn, wenn ich im Haus der Geschichte vor der Vitrine mit diesen Exponaten stehe. Er beschreibt diese Hoffnung auf die Verwandlungsmacht Gottes so, wenn er von Gott spricht:

„Er wird unter vielen Völkern richten und mächtige Nationen zurechtweisen in fernen Landen. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“ (Mi 4,3)

Nur zu gut wissen wir es aus den Nachrichten, dass immer noch Kriege geführt werden, und aus dem eigenen Leben, dass immer noch der Mensch dem Menschen zum Verhängnis werden kann. Aber, es gibt diese Zeichen, diese Schwerter, die zu Pflugscharen, und Handgranaten, die zu Eierbechern werden.

(6.) Seht diesen kuriosen Eierbecher als Zeichen dafür, dass Hoffnung besteht. Ein Mordwerkzeug mit durchschlagender Sprengkraft wird zum Halt für so etwas Fragiles wie ein Ei. Das Ei selbst ein Symbol für die Hoffnung auf Auferstehung, Verwandlung, Neuanfang.

Seht den kuriosen Eierbecher als Zeichen dafür, dass Hoffnung besteht trotz der Kriege. Hoffnung, wo Menschen umkehren.

Seht den kuriosen Eierbecher als Zeichen dafür, dass Hoffnung besteht, selbst, wo wir uns selbst verfehlen. Wo Menschen umkehren, werden selbst Fehler, Kriegsinstrumente, Mittel zum Leben.

Seht den kuriosen Eierbecher als Zeichen dafür, dass Hoffnung besteht: Trotz Corona und aller Einschränkungen. Die Türen des „Hauses der Geschichte“ und zu all dem- und denjenigen, was und die wir schmerzlich vermissen, wird nicht ewig verschlossen bleiben. Wie der Stein vom Grab gewälzt wird, wird uns ein Stein vom Herzen fallen, wenn sie sich wieder öffnen.

¹⁵ Rufen Sie dazu auf Stiftung Haus der Geschichte: EB-Nr. 1995/01/0804; Foto: Thüker/Schaarschmidt, in: Lemo. Lebendiges Museum Online, hg. v. Stiftung Haus der Geschichte, <<https://www.hdg.de/lemo/bestand/objekt/alltagskultur-eierbecher-handgranate.html>> (17.11.2020).

¹⁶ Dietrich Bonhoeffer: Nach zehn Jahren, in: Ders.: Dietrich Bonhoeffer Auswahl Bd. 4. Konspiration 1939-1943, Gütersloh 2006, 212-230, hier: 222 („Einige Glaubenssätze über das Walten Gottes in der Geschichte“, vgl. a.a.O. 222f.).

Ich wünsche euch, dass ihr dann an einem schönen Sonntagmorgen gemeinsam mit anderen beim Frühstück sitzt, vielleicht ein Frühstücksei esst oder einen Eierbecher seht und euch der kuriose Eierbecher aus der Handgranate wieder einfällt. Vielleicht geht ihr ihn euch an dem Tag dann einmal „in echt“ anschauen – und vor allem: Ihr zeigt ihn den Menschen, die mit euch dorthin gehen, und erzählt davon, welche Bedeutung er für euch gewonnen hat.

Das möge Gott geben und er möge uns auch die Geduld und Willensstärke geben, uns auf den Weg dahin zu machen.

Amen.

Und der Friede Gottes, der weiter reicht, als all unser Verstehen bewahre und verwandle uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

„Hoffnungs(t)räume“ Ps 126

WMA Daniel Rossa

22. November 2020, Ewigkeitssonntag

Gnade sei mit euch und Friede von dem,
der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

(1.) den Sonntag, den wir heute begehen, kann man sowohl Totensonntag nennen als auch Ewigkeitssonntag. Der Eingangsteil des Gottesdienstes mit Psalm 90 war eher am Totensonntag ausgerichtet, also daran, Trauer einen Ausdruck zu geben. Mit der Gnadenzusage – „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen“ (Ps 18,30b) – hat sich das gewandelt, sodass ab da der Gedanke des Ewigkeitssonntags, der Gedanke des Trosts, der Hoffnung, des Getrostseins stärker betont wurde.

In diesem Zusammenhang haben wir auch auf Ps 126 (VV. 1.2a) gehört, in dem es heißt:

*„Wenn der HERR die Gefangenen Zions erlösen wird,
so werden wir sein wie die Träumenden.
Dann wird unser Mund voll Lachens
und unsre Zunge voll Rühmens sein.“*

Hoffnungsträume, Hoffnungsräume – hieraus entstand der Titel und die Idee zu diesem Gottesdienst: Das Jenseits regt wohl, wie nichts anderes, unsere Fantasie und Vorstellungskraft an. Sich auszumalen, was uns nach dem Tod erwartet, sich auf kreative Weise der Frage zu stellen, wo die Menschen hingehen, die als lebendige Menschen gerade noch Teil unseres Lebens waren und dann plötzlich nicht mehr ansprechbar sind, nicht mehr auf uns reagieren, uns vollkommen entzogen sind. Wo sind sie dann? Wo werde ich sein, was passiert mit mir nach dem Tod?

Oder schlicht und ergreifend, wie das Immanuel Kant formulierte: „Was darf ich hoffen?“¹⁷

(2.) In Psalm 126 war nicht nur vom Träumen, sondern auch von den „Gefangenen Zions“ die Rede und in dem vorhin immer wieder eingeblendeten Lied „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ (EG 147), ist ebenfalls die Rede von „Zion“ und von den Wächtern auf den Zinnen der Stadtmauer Jerusalems: Die Rede vom Zion, dem Berg in Jerusalem auf dem der Tempel stand, und von der Stadt Jerusalem sind

¹⁷ Immanuel Kant: Logik, AA IX, 25, in: Universität Duisburg-Essen (Hg.).

dabei selbst bereits wieder Vorstellungen, Metaphern, Sprach- und Sinnbilder, in denen Endzeit- und Jenseitsvorstellungen anklingen. Sie entstammen dem hebräischen und später jüdischen Kontext, in dem seit dem Exil, nach Verlust der Souveränität des eigenen Staats, zumindest für die Endzeit, für die letzte Zeit, die Hoffnung auf eine durch Gott bewirkte Wiederherstellung des eigenen Staates, der eigenen Souveränität, der Befreiung Zions und seines Volkes wachgehalten wurde.

In der Alten Kirche übernahmen die Kirchenväter diese uneigentliche Rede von Jerusalem und Zion, die auch heute breiteren Kreisen jedenfalls aus dem populären Adventslied „Tochter Zion“ vertraut ist. – Zumindest stimmen sich mit diesem Adventslied heute selbst diejenigen noch auf Weihnachten ein, denen diese tiefere Bedeutung verlorengegangen ist. Jerusalem ist jedenfalls bei den Kirchenvätern das Beispiel schlechthin, um Sprache bildlich zu verstehen. Cassian erläutert an Jerusalem die Lehre vom vierfachen Schriftsinn.¹⁸ Damit gemeint ist: Nicht überall, wo in der Bibel von Jerusalem die Rede ist, sei das historische Jerusalem gemeint – also der Vorgänger der heutigen Stadt im Staate Israel. Die letzte der in dieser Lehre des Verstehens entfalteten vier verschiedenen Bedeutungen Jerusalems, die sog. anagogische, d.h. die hinaufführende, emporhebende Bedeutung, ist die Deutung Jerusalems auf die Endzeit, die Vollendung, auf das Jenseits. Jerusalem wird darin zur Chiffre, zur Metapher für das Paradies, den Himmel, das ewige Leben, das Leben nach dem Tod: Die Vorstellung Jerusalems als Flucht- und Zielpunkt des eigenen Lebens, den Ort, an den die Auferstehung hinaufführt.

(3.) Jerusalem ist beileibe nicht das einzige Bild, dessen sich die Tradition schon früh bedient. Gerade habe ich schon Paradies und Himmel genannt – Garten und der blaue oder „bestirnte Himmel“ (Kant) über mir: Beide Bilder der Hoffnung, Hoffnungsträume, Hoffnungsräume. Der Garten symbolisiert – das haben wir unter Corona in diesem Jahr noch einmal erlebt – einen Lebensraum im Freien, an der frischen Luft. Der Blick in den Himmel richtet uns auf, erhebt, weitert und entspannt den Blick nach so manchen stundenlangen Zoom-Konferenzen. Aber auch das heute eher in evangelikalen Kreisen oder der Konfirmationsarbeit durch Youtube-Videos bekannte Bild des Todes als Geburt und der Vergleich unseres Lebens hier mit dem Embryo im Mutterleib stammt bereits aus der Alten Kirche: Er ist spätestens bei Gregor von Nyssa zu finden.¹⁹ Bereits bei dessen Bruder

¹⁸ Vgl. *Cassianus*: coll. 14,8.; in deutscher Übersetzung als *Cassianus*: Vierundzwanzig Unterredungen mit den Vätern (*Collationes patrum*). 8. Von der geistlichen Wissenschaft, in: *Sämtliche Schriften des ehrwürdigen Johannes Cassianus*: erster Band / aus dem Urtexte übers. von Antonius Abt. (Bibliothek der Kirchenväter, 1 Serie, Band 59), Kempten 1879, digital zugänglich unter: <http://www.unifr.ch/bkv/kapitel.php?abschnittnr=3064&ordnung=7> , 04.04.2008 (10.12.2020).

¹⁹ Vgl. *Wilhelm Blum*: Eine Verbindung der zwei Höhlengleichnisse der heidnischen Antike bei Gregor von Nyssa, in: *Vigiliae Christianae* 28 (1974), 43-49, hier: 48f. Als Herkunftsnachweis verweist Blum a.a.O., 45.48.49 hierfür auf *De mortibus GNO IX*, 28-68, bes. 46.18-24.

Basilius findet man das antike Bild des Schmetterlings (auf Fliege zeigen) christlich auf den Übergang ins Jenseits gedeutet: „Die Raupe repräsentiert das [sc. irdische] Leben, die Puppe [bzw. der Kokon] den Tod, der S[chmetterling] die Auferstehung“.²⁰ Diese Naturbilder eines Übergangs, einer Transformation und Verwandlungsvermögen etwas, was man als *reframing*, d.h. als Neurahmung oder Umperspektivierung verstehen kann: Etwas erscheint plötzlich aus einer anderen Perspektive – und dadurch „in anderem Licht“, d.h., es wird anders oder neu verstanden: Der Tod könnte nicht das Ende, sondern ein Übergang sein, so die Hoffnung in diesen Sprachbildern von Embryo oder Schmetterling.

(4.) Diese fantasievolle und vorstellungshafte Sprache der Bilder eröffnet noch einmal ganz neue, andere Räume und Freiheiten, um so etwas wie den Tod zu betrachten, als das etwa der naturwissenschaftliche und selbst der philosophische Sprachgebrauch des Begriffs zu eröffnen vermögen. Aus diesem Grund haben wir den Gottesdienst hierher, ins Kunstmuseum in Bonn verlegt. Die Rede von Rahmen, von Bildern, Perspektive, davon, dass etwas in anderem Licht erscheint, weist nicht von ungefähr eine so große Nähe zur Kunst auf. Deshalb haben wir heute große Teile der Liturgie mit Gedichten bestritten, weil sie andere Dimensionen ansprechen und eröffnen, als wenn wir Obduktionsberichte vorgelesen hätten. Und nicht nur bildende Kunst und Poesie, auch die anderen Künste haben das Potential, die Trauersituation anders zu erleben und uns für Jenseitsvorstellungen oder Hoffnung zu öffnen: Wenn das Kunstmuseum wieder für Besucher*innen geöffnet ist, müssen sie schon allein wegen der Architektur, wegen des Treppenhauses einmal herkommen: Es schafft eine sonderbare Erfahrung einerseits der Leere, des leeren Raumes, der Abwesenheit und andererseits macht es dieses Abwesende gerade anwesend, eröffnet ein Gefühl von Weite und Offenheit. Beide Dimensionen, Trauer und Trost, fließen/fallen hier in eins. Das ist eine besondere Erfahrung, die zwischen Erhabenheit und Mysterium changiert.

(5.) Auch wenn man von Jenseitsvorstellungen singt, statt bloß von ihnen zu sprechen, ändert sich noch einmal was: Wer singt, denkt nicht bloß mit dem Kopf, sondern denkt und fühlt und ist dabei mit dem Herzen. – Schon weil man zum Singen tief Luft holt und dann alles rauslassen kann, weitet sich auch hier der Blick, spürt man seinen Körper, sein Innerstes, hier in der Lungengegend, wo das Herz sitzt, das in der hebräischen Antike der Sitz der Identität, des Lebens und auch des Denkens, der Weisheit ist. Wovon ich singe, da stehe ich im Singen hinter – weil es zum Singen Haltung und mich mit meiner ganzen Körperspannung, mich „mit Leib und Seele“ braucht. Wer singt, fragt nicht, „ob’s denn wahr ist“ (K.

²⁰ Gerhard Seib: Art. Schmetterling, in: LCI IV, Darmstadt 2012, 96. Als Herkunftsnachweis verweist Seib ebd. auf „Basil, Hexameron VIII“ 8 (PG 29, 184s).

Barth), sondern bleibt im Flow, vertraut sich Melodie und Text an, weil es in dem Moment darum geht, in der Aufführung präsent zu sein, damit das Aufgeführte gegenwärtig wird, damit sich die Wirklichkeit des Aufgeführten einstellen, seine „Wahrheit“ erscheinen kann. So können vermeintlich ganz und gar unreligiöse Menschen bei der Aufführung von Händels *Messiah* oder Bachs *Weihnachtsoratorium* plötzlich den Eindruck haben, dass „der Himmel offen steht“; sei es ob der Töne, sei es ob des gesungenen Textes:

*„Tod, Teufel, Sünd und Hölle
sind ganz und gar geschwächt.
Bei Gott hat seine Stelle
das menschliche Geschlecht.“*

So das letzte Wort, das im Weihnachtsoratorium erklingt. Was außerhalb des Gesangs angefragt werden mag, weil es extrem steil ist, weil es „zu schön klingt, um wahr zu sein“, das empfinden diejenigen tieferen Schichten, in denen Töne und Worte im Musizieren Resonanz finden, – vielleicht das, was die Alten „Weisheit“ genannt haben – als etwas, was man „gefühlte“ oder intuitive Wahrheit nennen könnte. Es *fühlt* sich an, *als ob* es wahr wäre, es klingt, als *müsste* es wahr sein, wie schön, wenn es wahr wäre. Mit dieser Wahrheit *ist* die Welt eine bessere.

(6.) Bleibt die Frage, ob das solche Vorstellungsbilder rechtfertigt? Welche Aussagekraft, welchen Wahrheitsgehalt haben Jenseitsvorstellungen, wenn sie doch nicht überprüfbar sind? Welchen Charakter hat ihre Wahrheit?

Lieber, als das mit Ihnen und euch zu durchdenken, möchte ich kurz von einer Geschichte erzählen, an der sich beschreiben lässt, was ich meine. Sie erzählt von jemandem, der später Steinmetz geworden sei und einer Engelskulptur ein sehr irdisches Lächeln verliehen habe. Die Geschichte orientiert sich vermutlich am sog. lächelnden Engel von Reims²¹ und erzählt den Ursprung dieses Lächelns: Als Junge wächst der spätere Steinmetz im Haushalt eines frömmlichen Onkels auf, der eher Jenseitsvorstellungen von Strafe und Gericht nachhängt. Daraus entwickelt sich bei dem Jungen eine Angst vor der Dunkelheit. Als er zu Gast bei einer befreundeten Winzerfamilie ist, schickt ihn die Mutter des Hauses in die Tiefen des Kellers, um einen Wein zu holen. Als er sich nicht traut, geht sie mit ihm und führt ihn absichtlich nicht nur ein Stockwerk in die Tiefe, sondern tief hinein in die Kellergewölbe unter dem Weinberg. Dem Jungen wird bang und bänger je tiefer es in die Finsternis geht und immer wieder fragt er, ob dies das

²¹ Eine frei zugängliche Photographie des lächelnden Engels von Reims finden Sie von Benutzer „Fab5669“: Cathédrale Notre-Dame de Reims (Marne, France). Statue de l'Ange au Sourire, CC BY SA 3.0, in: Wikimedia Commons, <https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/74/Cath%C3%A9drale_ND_de_Reims_-_Ange_au_sourire.jpg>, 25.09.2013 (10.12.2020).

Letzte, ob dies das Ende sei. Die Hausmutter verneint immer wieder und in der letzten Tiefe öffnet sie schließlich eine Tür und gibt dabei zu verstehen „Das ist nun das Ende“. – Unverhofft steht der Junge geblendet im Licht des freien Tages. Die Kellergewölbe hatten einen Ausgang in den Weinberg.

Diese Erfahrung des lichten Tags inmitten der Finsternis, die man durchaus als Auferstehungserfahrung beschreiben könnte, und das schelmisch-gütige Lächeln der Hausmutter dabei, habe der spätere Steinmetz in das Lächeln des Engels gegossen. Hier, in diesem quasi erlebnispädagogischen Versuchsaufbau, findet sich diese Erfahrung poetischer, „gefühlter“, uns in der Tiefe anrührender Wahrheit.

(7.) „Alles nur schöner Schein“, könntet ihr, könnten Sie jetzt sagen. Das stimmt zwar, aber wieso verteufeln wir den Schein so? Wieso unterstellen wir, dass alles, was „nur“ Schein ist, automatisch nichts ist, keine „Wahrheit“ verkündet? Sind nicht Dinge, die unser Leben wesentlich ausmachen Schein? Liebe und Freundschaft lassen sich naturwissenschaftlich über Hormone oder evolutionäre Überlebensstrategien erklären. Dennoch taucht ihr Schein unser Leben erst in Licht und Wärme. Schein reichert unsere Wirklichkeit an und vermag sie darin zu verwandeln.

Weshalb geben wir uns in der Jahreszeit der tiefsten Nacht nicht mit derselben zufrieden, sondern erleuchten sie mit dem beliebtesten und hellsten Fest? Weshalb schmücken wir jetzt im Advent, wo es sonst so dunkel wäre, unsere Fenster und Wohnungen mit Lichtern, Lichterbögen, Kerzen? Ökonomisch und ökologisch ist das nicht. Aber der warme Schein tut uns gut. Mit ihm bekennen wir Licht und Leben gegenüber der Dunkelheit. Wieso Wunschzettel an das Christkind, das geheimnisvoll die Geschenke bringt. Weil auch wir Erwachsene uns nach dem Schein sehnen, weil wir ihn zum Leben brauchen. Der Schein, der Glanz in Kinderaugen, verkündigt uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind.

Und aktuell: Schauen Sie sich selber an: Sie sitzen jetzt sicherlich schon eine halbe Stunde hier vor dem Computer und schauen und hören uns zu. Sie haben begonnen, innerlich mitzugehen, vielleicht haben Sie sogar mit uns interagiert. Dabei ist doch niemand von uns wirklich hier.

– *Schnitt: Der Rest der Predigt erfolgte direkt vor der Kamera am heimischen Schreibtisch* –

Das hier ist doch nicht real, sondern Schein: Ich bin nicht hier drin, in ihrem Computer oder Handy. Sie hören bloß einer Aufzeichnung zu, ich bin eine optische Täuschung. Drehen Sie Ihren Bildschirm um 90° – sehen Sie: Nichts dahinter. Plötzlich ist die ganze Tiefendimension weg. Alles flach! Nur die Oberfläche bleibt zurück. Alles, was sie hier auf Ihrem Desktop sehen ist Schein,

Illusion. Der Computerbildschirm ist der Rahmen 2.0; Bild reloaded. Alles bloß Schein. Wieso also schaut ihr euch das an, wenn es doch „nur“ Schein ist?

(8.) Doch von was für einer Bedeutung ist für uns alle dieser Schein auf dem Computerbildschirm oder aus dem Telefonhörer geworden, jetzt in der Corona-Zeit? Uni-Betrieb, Begegnung mit den Liebsten. All das wäre ohne den Schein, ohne das Lichtspiel auf dem Bildschirm unmöglich. Die Realität, unsere Lebenswirklichkeit wäre um so viel ärmer. Nein: Schein, Fiktionen, Vorstellungen, Bilder sind nicht „nur“ Schein, also unwirklich oder „nur“ das Sahnehäubchen, auf das man auch mal verzichten kann. Schein, Vorstellungen, Bilder und Kunst sind ‚lebens-not-wendig‘. Sie machen unser Leben und das, was uns im Leben wichtig ist, maßgeblich aus und sie erschaffen Wirklichkeit.

(9.) Wie der Bildschirm unserer elektronischen Geräte sind Vorstellungen, Bilder, Kunstwerke und Fiktionen die Benutzeroberfläche, das *interface* zu unserer Lebenswirklichkeit – Hegel hätte vom „absoluten Geist“ gesprochen. Die Kunst des Scheins, der Schein der Kunst ist die Schnittstelle zu Geist und Leben, die Schnittstelle zum geistigen Leben und der geistigen Wirklichkeit, die *mehr* ist: *Mehr* als nur die Finsternis in Wintermonaten, *mehr* als nur die Einsamkeit in Corona-Zeiten. Das Lichtspiel des Scheins hält immer noch eine Tür bereit, wenn wir unten in der Tiefe des Kellers angekommen, am Boden zerstört sind. – Schein, Bilder, Vorstellungen, Fiktionen, Kunst: das ist ihre wundersame Kraft, die nicht von dieser Welt zu sein scheint: Sie öffnen den Blick in eine unerwartete Tiefendimension, wo doch eine Wand ist, wo man meinte, ans Ende gekommen zu sein.

Nehmt das Lichtspiel auf eurem Bildschirm oder noch besser: im Kino. Was ist der Bildschirm, wenn er ausgeschaltet ist, anderes als eine Wand? Wo diese Wand zum Bildschirm, zur Projektionsfläche, zum Transparent wird, da wird sie transparent hin auf eine Tiefendimension, die sich nicht im Sein der Wand selbst erschöpft, sondern die durch den Schein in die Welt kommt. Die solide Wand gibt einen Durchblick frei, öffnet sich hin auf eine andere Wirklichkeit. Wie passend, dass Microsoft sein Betriebssystem „Windows“, „Fenster“ genannt hat. Die Projektion eröffnet Tiefe, den Blick in eine andere Wirklichkeit. Das gilt nicht nur für das Lichtspiel des Bildschirms, sondern auch für dasjenige eines Bildes, eines Erinnerungsfotos und all der Formen von Kunst, Kreativität und Fantasie. Sie eröffnen Räume: Hoffnungsräume, in denen Hoffnungsträume möglich werden, Lebensraum, in dem das Leben stets gewinnt: Weil es erträglich wird, weil es in Schöneres und Besseres verwandelt wird.

(10.) Das gilt auch für die Vorstellungen davon, was nach dem Tod sein wird, was hinter der Mauer des Todes liegt. Es wird nichts nützen, diese Grenze des Seins auf der Ebene des Seins einreißen zu wollen. Verliert sie ihre Funktion als Grenze,

geht das Dahinter verloren. Liegt sie in Trümmern, ist nichts gewonnen. Wo wir aber beginnen, die Wände unserer Existenz – und damit auch die Mauer des Todes – als Transparent für den Schein, für Vorstellungen und Bilder zu begreifen, da wird sie durchsichtig auf die Tiefe der Wirklichkeit, die in ihr verborgen liegt. Allein in dieser Weise gilt auch für die Mauer des Todes: „Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen“. Dem Glauben an einen Gott, der sich in die Erscheinung begeben hat (vgl. Joh 1,14), dem ist dieses Zutrauen in den Schein möglich.

Amen.

Und der Friede Gottes, der hinter all unser Verstehen reicht, bewahre uns Herz und Sinn in Christus Jesus, unserm Herrn. Amen.

„Macht hoch die Tür“: EG 1
WMA Dr. Katharina Opalka
29. November 2020, 1. Advent

1. Strophe „Macht hoch die Tür“

*„Du Tochter Zion, freue dich sehr,
und du, Tochter Jerusalem, jauchze!
Siehe, dein König kommt zu dir,
ein Gerechter und ein Helfer!“*

Ich begrüße Sie herzlich mit dem Wochenspruch heute zum 1. Advent! Es gibt kaum etwas, was ich mehr mit dem Advent verbinde als das Lied, das diesen Gottesdienst prägt und begleitet und von dem wir eben schon die erste Strophe gehört haben, von Herrn Prestia auf der Orgel eingespielt:

„Macht hoch die Tür, die Tor macht weit!“

In diesem Gottesdienst geht es um geöffnete Türen und dieser Gottesdienst hat selbst die Funktion einer sich öffnenden Tür: Diese Tür öffnet sich in den virtuellen Raum hinein, hin zu dem Instagram-Account der Schlosskirche, den wir gemeinsam mit einer Gruppe von Studierenden vorbereitet haben.

Sie werden ab dem 01.12.2020 unter schlosskirche_bonn einen Adventskalender finden, zu dem ich nachher noch etwas sagen werde. Dieser Gottesdienst öffnet auch die Tür in den Advent hinein, in das neue Kirchenjahr hinein, mit all den Hoffnungen, Erwartungen und allen Sehnsüchten, die wir an das neue Kirchenjahr richten.

Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

EG 1 1.+2. Strophe „Macht hoch die Tür“

Psalm 24 in der Schlosskirche

Ich lese Psalm 24, die letzten Strophen abwechselnd in der Übersetzung aus der Lutherbibel und in der Übersetzung der Bibel in gerechter Sprache.

EG 1 3. + 4. Strophe

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserem Vater.

„Macht hoch die Tür!“

Wie öffnet man eine Tür? Die Tür zu öffnen, ist eine Alltagshandlung, die höchstens dann in den Blick rückt, wenn der Transponder sich weigert, zu funktionieren. Oder wenn man in England mit Schließmechanismen konfrontiert ist, bei denen man zum Öffnen der Tür die Klinke nach oben drücken muss, zum Schließen hingegen nach unten. Türen zu öffnen, lernt man sehr selbstverständlich, es ist klar, wie es geht: Dann, wenn sich die Tür öffnet, hat man sie richtig geöffnet.

Psalm 24 und das Adventslied „Macht hoch die Tür“ fordern nun auf, Türen zu öffnen. In der Bildwelt, die sie entfalten und in der Art und Weise, wie sie vom Türöffnen erzählen, rücken einzelne Aspekte der Türöffnung in den Blick, zeigt sich, wie unterschiedlich die bildhaften Türen gedacht sind – und wie sehr sich dadurch die Aufforderung verändert: „Öffnet, Macht hoch!“

1a) „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch“:

In der vielen vertrauten Lutherübersetzung stellt sich das Bild einer Stadt vor Augen, einer Gemeinschaft von Menschen, die zum Berg hinziehen, die Tore öffnen, sich auf den Berg stellen, sich vorbereiten, die Türen der Welt hoch zu machen. Wenn man es sich vorstellt, ist es fast ein wenig hektisch, auf jeden Fall dynamisch, eine Menge in Bewegung, über die Menge die Rufe: „Machet die Tore weit!“ In dieser Lesart, aus der Menge heraus stellt sich die Frage: Wenn dann die Türen des Erdkreises hochgehen, in welche Welt zieht der König der Ehre ein? Auf welche Art von Gemeinschaft wird der König der Ehre blicken? In diesem Bild sind die Betenden des Psalms Teil einer Menge, die Türen öffnet und im Öffnen der Türen Gemeinschaft gestaltet.

1b) „Öffnet euch, Tore, öffnet euch, ihr uralten Pforten“:

In der Bibel in gerechter Sprache wird so übersetzt, dass sich der Akzent etwas verschiebt. „Öffnet euch, ihr uralten Pforten“, ist eine Aufforderung mit fast schon beschwörendem Klang. In dieser Interpretation hat es etwas Sehndes, es liegt nicht in der Hand der Betenden, ob sich die Türen öffnen, sie hofft darauf, sie fordert es ein. Sie selbst kann die Pforten nicht öffnen, aber sie vertraut darauf, dass es gelingen kann, dass sich die ewigen, die uralten Pforten öffnen, dass es anders wird, für sie selbst und für „die Generation, die nach Gott fragt“. In dieser Übersetzung, in diesem Bild liegt das Handeln der Beterin in der herausfordernden, in der vertrauenden Aufforderung: „Öffnet euch!“

3a) „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, eu'r Herz zum Tempel zubereit'.“

Im Adventslied von Georg Weissel verändert sich das Bild noch einmal grundlegend: Die Türen, die geöffnet werden sollen, sind nun die eigenen Herzenstüren. Das Innerste und Innigste einer Person, hinter dem das ganz Eigene

liegt, das Verborgene, das was mir möglicherweise auch ein wenig entzogen ist. Es scheint so, als ob es dazu notwendig ist, dass hinter der Herzenstür auch ordentlich aufgeräumt ist:

*„Eu'r Herz zum Tempel zubereit',
die Zweiglein der Gottseligkeit,
steckt auf mit Andacht, Lust und Freud,
so kommt der König auch zu euch,
ja Heil und Leben mit zugleich“.*

Das kann als eine spirituelle Praxis der Achtsamkeit verstanden werden: Ein aufgeräumtes Herz zu haben, ein Bewusstsein für die Ecken, die öfter angeschaut werden müssen, ein Wissen, um das Innerste und das, was auch noch verborgen bleiben kann.

3b) Ein aufgeräumtes Herz zu haben, zu dem man die Tür öffnen kann, kann ein starkes und motivierendes Bild sein. Es ist jedoch auch ein hoher Anspruch, eine starke Forderung. Man kann die Liedstrophe freudig-vertrauend, aber auch nachdenklich, sogar angstvoll-erwartend hören: Was findet der König, voll Rat, voll Tat, voll Gnad, hinter der Tür meines Herzens, wenn er denn kommt? Es bleibt eine Unwägbarkeit darin, die es erfordert, sich einzulassen, die Herzenstür zu öffnen und dem anderen zu vertrauen, auch dort, wo es hinter dem Adventszweiglein der Gottseligkeit möglicherweise eher unaufgeräumt ist. Ich stelle mir eine Verflechtung aus Vertrauen, aus zeigen und sich zeigen lassen von Unperfektem vor. Vielleicht nach dem Modell, das eine Freundin letztens über ein Gespräch von uns auf twitter öffentlich machte:

„Die @KatharinaOpalka und ich schicken uns Fotos unserer Chaos-Wohnzimmer, damit keine von uns ein schlechtes Gewissen hat. Funktioniert!“ In dem Sinne: „Komm, o mein Heiland Jesus Christ, meins Herzens Tür dir offen ist“.

4) Es gibt eine weitere Variante, ein Gebetsversatzstück, ein Halbsatz eigentlich, der recht verbreitet ist. Mir hat sich dieser Halbsatz in Taizé eindrücklich gemacht und mir als Jugendliche viel bedeutet. Die Worte: „Öffne unsere Herzen“. Es wird vor einem Moment der Stille oft mit diesen Worten gebetet. Ich habe es als entlastend empfunden, als paradoxe Anweisung, jetzt nichts weiter tun zu müssen, noch nicht einmal mich aktiv um Öffnung, um Offenheit zu bemühen, sondern mich ganz zu lassen. In dieser Variante muss und kann oder kann und muss von mir gar nichts mehr getan werden, es ist ein Sich-Lassen, das Entlastung bringen kann.

Türen zu öffnen, geschieht sehr selbstverständlich. In religiösen Sprachbildern, in Psalm 24, im Adventslied und in unserer Gebetsprache, wird das Bild des Türen-Öffnens in ganz unterschiedlichen Kontexten, mit ganz verschiedenen Aspekten genutzt, um die Hoffnung auf Gottes Anwesenheit auszudrücken: hinter den

Türen des Erdkreises im größten möglichen Raum und hinter der Herzenstür, im verborgenen Raum des Inneren. Mit jeder dieser Türöffnung sind andere Fragen und andere Erwartungen verbunden: Welche Form von Gemeinschaft sich beim Öffnen der Tore zeigen soll; welches Vertrauen und welche Hoffnung auf die Welt nach dem Öffnen eingefordert werden kann; ob es überhaupt in unserer Macht liegt, die Türen selbst zu öffnen oder ob wir nur um das Öffnen bitten können; was sich hinter der Tür des eigenen Herzens verbirgt und wem man bereit ist, das auch zu zeigen; wo man die Ruhe und Stille finden kann, sich zu lassen, auf das Öffnen auch einzulassen.

Türen zu öffnen, ist sehr selbstverständlich:
„Macht hoch die Tür, öffnet eure Herzen!“
Amen.

„Oh Heiland reiß die Himmel auf“: EG 7

Prof. Dr. Günter Rhser

06. Dezember 2020, 2. Advent

Wir feiern diesen Gottesdienst im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Ich gre alle, die diese Aufzeichnung sehen und hören, und alle, die diesen Lesegottesdienst lesen und bedenken, mit dem Wochenspruch für die zweite Adventswoche:

„Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“ (Lk 21,28)

Diese Worte stellen uns eine Vision vor Augen: Trotz der Dunkelheit der Welt und trotz aller Ungerechtigkeit gibt es eine Hoffnung auf Erlösung. Alles Bedrngende und Bedrckende ist zeitlich begrenzt. Wer auf das Kommen des Erlösers hofft, entzieht sich einem letzten Zugriff der Finsternis und der Niedergeschlagenheit; der kann jetzt schon seinen gebeugten Rücken aufrichten: Erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht. Die Hoffnung auf das Kommen Christi darf sich bis in die Körperhaltung hinein auswirken.

Doch der Weg bis zu dieser Hoffnung war weit, und für viele ist er es immer noch. Heute soll es deshalb nicht um die Hoffnung selbst gehen, sondern um das Verlangen danach; um das Verlangen, ja, um den Schrei nach dem Kommen Gottes, nach dem Ende von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Lassen wir Worte aus dem Prophetenbuch Jesaja zu uns sprechen, die ihrerseits an Gott gerichtet sind. Manche werden sie wohl in Teilen mitsprechen können.

Lesung: Jesaja 63,15-64,11

„So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht? Deine große, herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich. Bist du doch unser Vater; denn Abraham weiß von uns nichts, und Israel kennt uns nicht. Du, HERR, bist unser Vater; »Unser Erlöser«, das ist von alters her dein Name. Warum lässt du uns, HERR, abirren von deinen Wegen und unser Herz verstocken, dass wir dich nicht fürchten? Kehre zurück um deiner Knechte willen, um der Stämme willen, die dein Erbe sind! Kurze Zeit haben sie dein heiliges Volk vertrieben, unsre Widersacher haben dein Heiligtum zertreten. Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde.

Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab, dass die Berge vor dir zerflssen, wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, dass dein Name kundwrde unter deinen Feinden und die Völker vor dir zittern müssten, wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten, und führest herab, dass die Berge vor dir zerflssen! Auch hat man es von alters her nicht vernommen. Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott außer dir, der so wohltut denen, die auf ihn harren. Du begegnest denen, die Gerechtigkeit üben und auf deinen Wegen deiner gedenken. Siehe,

du zürntest, und wir sündigten; als du dich verbargst, gingen wir in die Irre. So wurden wir alle wie die Unreinen, und alle unsre Gerechtigkeit ist wie ein beflecktes Kleid. Wir sind alle verwelkt wie die Blätter, und unsre Sünden tragen uns davon wie der Wind. Niemand ruft deinen Namen an oder macht sich auf, dass er sich an dich halte; denn du hast dein Angesicht vor uns verborgen und lässt uns vergehen unter der Gewalt unsrer Schuld.

Aber nun, HERR, du bist doch unser Vater! Wir sind Ton, du bist unser Töpfer, und wir alle sind deiner Hände Werk. HERR, zürne nicht so sehr und gedenke nicht ewig der Sünde! Sieh doch an, dass wir alle dein Volk sind! Deine heiligen Städte sind zur Wüste geworden, Zion ist zur Wüste geworden, Jerusalem liegt zerstört. Das Haus unsrer Heiligkeit und Herrlichkeit, in dem dich unsre Väter gelobt haben, ist mit Feuer verbrannt, und alles, was wir Schönes hatten, ist zuschanden gemacht. HERR, willst du bei alledem noch zögern und schweigen und uns so sehr niederschlagen?“

Der Alttestamentler Claus Westermann hat diesen Text den „wohl gewaltigsten Volksklagepsalm in der Bibel“ genannt. In erschütternden Worten bringt das klagende Volk seine Verzweiflung über die desolate Lage zum Ausdruck. Jerusalem und die Städte des Landes sind verwüstet, der Tempel liegt in Trümmern. Man könnte diesen Text auch das „Vaterunser des Alten Testaments“ nennen. Denn zweimal rufen die Betenden in ihrer Verzweiflung Gott als ihren Vater an, der sie vom Bösen erlösen, ihre Schuld vergeben und sich ihnen wieder zuwenden kann. Dieses Vaterunser ist also weniger vom Vertrauen als von der Verzweiflung bestimmt. Und genau in der Mitte dieses erschütternden Textes ertönt der Schrei nach Gottes Eingreifen durch eine sichtbare Erscheinung: Feuer und Vergehen der Berge, Erbeben der Völker, Überwindung der Feinde. Gott möge es nicht beim Herabschauen vom Himmel bewenden lassen, so wichtig dieses als Voraussetzung für das sichtbare Eingreifen auch ist: „So schau nun vom Himmel und sieh herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung! Wo ist nun dein Eifer und deine Macht?“ (63,15) „Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab, dass die Berge vor dir zerfließen“ (63,19b; 64,2). Jedoch: Der Text endet, wie er begonnen hat: mit einer Frage: „Wo ist nun dein Eifer und deine Macht?“ (63,15) „Herr, willst du bei alledem noch zögern und schweigen und uns so sehr niederschlagen?“ (64,11) Der ganze Text ist eigentlich eine einzige bange Frage an Gott: Herr, wo bleibst du? – Die Antwort steht aus; derzeit gibt es keine.

Wie wir es auch aus dem Psalter kennen, steigt hier der alttestamentliche Text in eine äußerste Tiefe der Gottesfinsternis hinab. In der Klage werden Grenzerfahrungen laut, die an die Argumente eines modernen Atheismus erinnern – nur mit dem Unterschied, dass diese Argumente hier von betenden Menschen Gott selbst entgegengehalten werden und nicht noch weiter von ihm wegführen. Der Spitzensatz ist dabei wohl V. 19a, unmittelbar vor dem zentralen Klageruf: „Wir sind geworden wie solche, über die du niemals herrschtest, wie Leute, über die dein Name nie genannt wurde. Ach dass du den Himmel zerrissest und führest herab...!“ Einfacher formuliert: Wir sind, als wärst du nicht unser Herr. Oder noch

deutlicher, in der Sprache unserer Zeit: Es ist, als gäbe es dich, Gott, nicht. Der Himmel ist verschlossen.

Ganz ohne Gott hört sich das dann vielleicht so an:

*1. Tausende Kreuze trägt er über den Tag,
365 Tage im Jahr.
12 Stunden zeichnen sein Gesicht,
es ist o.k., aber schön ist es nicht.
Jeden Morgen geht er durch diese Tür,
jeden Morgen bleibt die Frage Wofür.
Jeder Tag gleitet ihm aus der Hand,
ungebremst gegen die Wand.*

*Ist nicht irgendwo da draußen 'n bisschen Glück für mich?
Irgendwo ein Tunnel-Ende, das Licht verspricht?
Er will so viel doch eigentlich nicht.
Nur ein kleines bisschen Glück!*

*Wann reißt der Himmel auf?
Auch für mich, auch für mich.
Wann reißt der Himmel auf?
Auch für mich, auch für mich.
Wann reißt der Himmel auf?
Sag mir wann, sag mir wann.*

*2. Es ist das Leben hier im Paradies.
Wenn das süße Gift in ihre Venen schießt,
vergisst sie alles, was so gnadenlos schien,
den kalten Himmel und das kalte Berlin.
Sie ist nicht gerne gesehen in dieser Stadt, weil
unsre Netze sie nicht aufgefangen haben, weil
der Teufel seine Kreise um sie zog.
Noch nie fiel ihr was in den Schoß.*

*Ist nicht irgendwo da draußen 'n bisschen Glück für mich?
Irgendwo ein Tunnel-Ende, das Licht verspricht?
Sie will so viel doch eigentlich nicht.
Nur ein kleines bisschen Glück!*

*Wann reißt der Himmel auf?
Auch für mich, auch für mich.
Wann reißt der Himmel auf?
Auch für mich, auch für mich.
Wann reißt der Himmel auf?
Sag mir wann, sag mir wann.*

(aus: Silbermond, Album „Himmel auf“, 2012)

Dieser überaus populäre Song der Gruppe „Silbermond“ erinnert in seinem zentralen Motiv und in seinem melodischen Grundcharakter in Moll nicht zufällig an ein Adventslied, das seinerseits in der Wirkungsgeschichte des jesajanischen Motivs und des Jesaja-Buches steht: „O Heiland, reiß die Himmel auf“. Im Evangelischen Gesangbuch steht es unter der Nummer 7, im katholischen Gotteslob unter Nr. 105. Wenn Sie ein Gesangbuch besitzen, nehmen Sie es bitte zur Hand.

Der Text des Liedes stammt von dem Jesuiten und barocken Dichter Friedrich Spee von Langenfeld, auch kurz Friedrich von Spee genannt, der auch als Bekämpfer des Hexenwahns bekannt geworden ist (durch seine Schrift „Cautio criminalis“ von 1631). Das Lied erschien zum ersten Mal 1622, seine jetzige Melodie bekam es 1666 von einem unbekanntem Meister. Sie ist wahrlich als meisterhaft zu bezeichnen: In kongenialer Weise zu dem jesajanischen Motiv bringt sie das sehnsuchtsvolle Warten, die Bedrängnis und die Hoffnung, nach der die Betenden und Singenden verlangen, zum Ausdruck. Aber nicht nur das: Das ganze Lied in allen seinen Strophen besteht fast nur aus Bildern und Texten aus dem Prophetenbuch Jesaja. Und zwar orientiert Spee sich weniger an den biblischen Kontexten im Jesajabuch als an dessen Verwendung in der katholischen Advents liturgie: Von den zehn „O“-Rufen des Liedes richten sich die meisten an Christus – eine deutliche Anlehnung an die sieben sog. „O- Antiphonen“ aus der Advents liturgie des morgendlichen Stundengebets. Der Heiland kommt von oben und von unten – vom Himmel auf die Erde und vom Erdinnern an die Erdoberfläche. Das Blümlein, das (hervor)gebracht wird, erscheint auch in dem noch älteren Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen“ und ist auch dort zusammen mit seinem Scheinen in der Finsternis ein Hinweis auf die zwei Naturen Christi: die menschliche und die göttliche. Hinzu kommen unglaublich starke, ja kühne Bilder für die bedrückende Gottferne einerseits, für die ersehnte Hoffnung andererseits: der verbarrikadierte Himmel, die voraussetzende Dürre und Unfruchtbarkeit der Erde, die Trostlosigkeit, die Finsternis, das Elend (etymologisch verwandt mit dem „Ausland“) der Heimatlosigkeit; dem gegenüber die Herabkunft des Heilands wie von Tau und Regen, das Ausschlagen, Ergrünen und Erblühen der Erde, das Aufgehen des Lichtes, die Heimführung ins Vaterland.

Predigttext: EG 7,1-6

*1. O Heiland, reiß die Himmel auf,
herab, herab, vom Himmel lauf,
reiß ab vom Himmel Tor und Tür,
reiß ab, wo Schloss und Riegel für!*

*2. O Gott, ein' Tau vom Himmel gieß,
im Tau herab, o Heiland, fließ.
Ihr Wolken, brecht und regnet aus*

den König über Jakobs Haus.

*3. O Erd, schlag aus, schlag aus, o Erd,
dass Berg und Tal grün alles werd.
O Erd, herfür dies Blümlein bring,
o Heiland, aus der Erden spring.*

*4. Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,
darauf sie all ihr Hoffnung stellt?
O komm, ach komm vom höchsten Saal,
komm, tröst uns hier im Jammertal.*

*5. O klare Sonn, du schöner Stern,
dich wollten wir anschauen gern;
o Sonn, geh auf, ohn deinen Schein
in Finsternis wir alle sein.*

*6. Hier leiden wir die größte Not,
vor Augen steht der ewig Tod.
Ach komm, führ uns mit starker Hand
vom Elend zu dem Vaterland.*

Zunächst noch einige musikalische Bemerkungen: Die Melodie bewegt sich in der jeweils 1. Zeile innerhalb eines Quint-Intervalls. Sie steigt dann an bis zur Oktave des Ausgangstons, so dass der Höhepunkt einer Strophe jeweils am Ende der 3. Zeile liegt, bevor die Melodie dann wieder zum Ausgangsintervall zurückkehrt. An diesen Höhepunkten werden jeweils die Hoffnungsinhalte und -güter genannt: Tor und Tür (abreißen), regnet aus, Blümlein bring, höchsten Saal, deinen Schein, starker Hand; wohingegen die drei Abfolgen in jeder Strophe von drei Viertelnoten und einer Halben jeweils drängenden Imperativen entsprechen: reiß ab vom Him(mel), ihr Wolken brecht, o Erd herfür, o komm ach komm, o Sonn geh auf, ach komm führ uns.

Die eigentliche Besonderheit dieses Adventsliedes besteht aber darin, dass es „eigentlich“ gar kein Adventslied ist – oder vielleicht gerade deshalb das „totale“ Adventslied. Gewissermaßen: Advent total! Advent radikal! Denn obwohl es in den meisten Strophen direkt an Christus als Heiland gerichtet ist, tut es so, als ob Christus noch gar nicht gekommen wäre. Als ob es noch keine Erfüllung der Verheißung gegeben hätte. Als ob die Geburt Jesu, die Menschwerdung Gottes noch vor uns lägen. Genau darin aber ist es kongenial zu dem alttestamentlichen Klagepsalm aus dem Jesajabuch: Es streckt sich aus nach einer Zukunft, nach einem Eingreifen Gottes, das noch nicht da ist – oder jedenfalls nicht so, wie die Betenden und Singenden es ersehnen („dich wollten wir anschauen gern“). Auf dreierlei kann uns diese Spannung zwischen Sehnsucht und Erfüllung hinweisen:

1. Das Ausstrecken und Verlangen nach der Erfüllung machen uns bewusst, dass auch für uns die Verheißungen des Alten Bundes nicht abgegolten und nicht

überholt sind. Denn auch wir finden uns immer wieder in denselben existenziellen Grundsituationen und Erfahrungen vor wie das Gottesvolk Israel. Gerade die jetzige Corona-Situation lässt uns schmerzlich erleben, wie wir auch als glaubende und vertrauende Menschen – oder zumindest als solche, die gerne glauben und vertrauen möchten – auf die Anfangsgründe unseres Glaubens zurückgeworfen sind. Wir stellen dieselben Fragen wie Israel und sind denselben Anfechtungen ausgesetzt wie viele andere Menschen: Wo ist Gott und wie teilt er sich uns mit? Wann reißt der Himmel auf – auch für mich? Und mancher macht wohl auch die Erfahrung: Die Antwort steht aus; derzeit gibt es keine.

2. Die Spannung zwischen Sehnsucht und Erfüllung macht uns aber auch bewusst, dass wir dabei nicht stehen bleiben müssen. Sie weist uns auf die Bedeutung des Kirchenjahres hin. Dieses besteht ja nicht darin, dass wir im ständigen Kreislauf „alle Jahre wieder“ bestimmte Stationen der Erinnerung an längst vergangene Ereignisse wie Geburt und Tod Jesu durchlaufen, sondern dass wir die Geschichte Gottes mit den Menschen je neu mit- und nachvollziehen. Wohl im Bewusstsein, dass die Dinge seit der Geburt Jesu und dem ersten Weihnachten in einem anderen Licht erscheinen, aber doch nicht so, dass wir dies einfach als selbstverständlich gegeben hinnehmen. Das Kirchenjahr leitet uns an, einen Weg mitzugehen – und der führt uns im Advent vom Ausstrecken und Verlangen zu der ersehnten Hoffnung auf die Ankunft des Erlösers selbst. Wir dürfen und sollen erfahren: Die Erlösung ist nicht nur ausstehend und zukünftig (das ist sie auch), sondern sie ist auch gegenwärtig und anwesend – seit Gott in Christus die Welt mit sich versöhnt hat. Dies vollziehen wir immer wieder von neuem nach, dessen vergewissern wir uns im Kirchenjahr immer wieder neu. Und so soll und so möge es auch diesmal sein – auch im Corona-Kirchenjahr.

3. Das Lied von Friedrich von Spee ist ein „totales“ und ein „radikales“ Adventslied. Es macht uns wie kaum ein anderes bewusst, dass der Advent eine Zeit des sehnsuchtsvollen Wartens ist. Im Kirchenjahr ist sie seit dem frühen Mittelalter „nicht die Zeit der vorweggenommenen Weihnachtsfreude, sondern des Bußernstes und der Zurüstung, wie auch der wartenden (und warten könnenden) Vorfreude“ (F. Kalb). Den Aspekt des sehnsuchtsvollen Wartens auf Veränderung und Erlösung wahrzunehmen und mitzuvollziehen, wird uns in diesem besonderen Jahr nicht schwerfallen. Viele Menschen seufzen und fragen nach dem Ende dieser Not. Der Advent ist aber wesentlich beziehungsreicher. Wir bedenken in ihm gleich drei „Ankünfte“: die Ankunft Jesu in Jerusalem (und seinen Einzug in die Welt: „Siehe, dein König kommt zu dir“) am 1. Advent, seine Wiederkunft (wie im heutigen Wochenspruch: „Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht“) und die Vorbereitung auf das Kommen des Herrn bei dem Täufer Johannes und bei Maria am 2. bis 4. Advent. Unser Lied vollzieht den Übergang vom ersten zum zweiten Advent in der 6. Strophe: „Hier leiden wir die größte Not, vor Augen steht der ewig Tod. Ach komm, führ uns mit starker Hand vom Elend zu

dem Vaterland.“ Doch nur am Rande kommt hier die Einlösung der Hoffnung in den Blick; im Vordergrund bleiben Not und Tod. Die 7. Strophe stammt nicht von Friedrich von Spee und wurde später hinzugedichtet; sie steht auch nicht im katholischen Gesangbuch – zu Recht. Denn sie überspringt in unpassender Weise die Situation des Advents und versetzt die Singenden in die Ewigkeit. Alles hat seine Zeit – Lob und Dank wie in der Ewigkeit haben sie derzeit, im Advent, nicht.

„Bereitet einen Weg“: Lk 1,67

Prof. Dr. Reinhard Schmidt-Rost

13. Dezember 2020, 3. Advent

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.
Unsere Hilfe steht im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Liebe Freunde der Bonner Schlosskirche,

„draußen vor der Tür“ halte ich meine Predigt zum 3. Advent im Kirchenjahr 2020/21. Draußen vor der Tür der Sakristei der Schlosskirche, geschützt vom Arkadenhof des Kurfürstlichen Schlosses und von meinem Talar. Es ist amtlich untersagt worden, in irgendeinem Raum der Universität ohne Maske zu sein, sobald zwei Personen anwesend sind; nicht einmal in der Schlosskirche mit ihren großen Dimensionen von 17 x 17 x 17 Metern hätte ich ohne Maske sprechen dürfen, sofern ein Mitarbeiter der Universität die Aufzeichnung durchgeführt hätte.

Ich achte die Vorsicht der Verwaltung, wie ich auch auf mich selbst achte, wollte aber doch unverhüllt zu Ihnen sprechen. Und wenn führende Politiker bei Presseterminen die Maske ablegen, dann sollte auch eine Predigt im Freien ohne Maske erlaubt sein, wiewohl wir in diesen Wochen und Monaten uns nirgends ungefährdet fühlen können.

Der freundliche Fachmann vom Bonner Theater, der in den vergangenen Jahren viele literarisch-musikalische Abende durch seine technische Kompetenz zum Leuchten und Klingen gebracht hat, - er ist also kein Mitarbeiter der Universität - hat es übernommen, diesen Gottesdienst "Draußen vor der Tür" aufzuzeichnen.

EG 10. 2

*Bereitet doch fein tüchtig,
den Weg dem großen Gast,
macht seine Steige richtig,
lasst alles, was er hasst.
Macht alle Bahnen recht,
die Tal lasst sein erhöht,
macht niedrig, was hoch stehet,
was krumm ist, gleich und schlicht.*

Wir beten mit Worten des 85. Psalms:

HERR, der du bist vormals gnädig gewesen deinem Lande und hast die Gefangenen Jakobs erlöst; der du die Missetat vormals vergeben hast deinem Volk und all ihre Sünde bedeckt hast; der du vormals hast all deinen Zorn fahren lassen und dich abgewandt von der Glut deines Zorns: Hilf uns, Gott, unser Heiland, und lass ab von deiner Ungnade über uns! Willst du denn ewiglich über uns zürnen und deinen Zorn walten lassen für und für? Willst

du uns denn nicht wieder erquickten, dass dein Volk sich über dich freuen möge? HERR, zeige uns deine Gnade und gib uns dein Heil! Könnte ich doch hören, was Gott der HERR redet, dass er Frieden zusagte seinem Volk und seinen Heiligen, auf dass sie nicht in Torheit geraten. Doch ist ja seine Hilfe nahe denen, die ihn fürchten, dass in unserm Lande Ehre wohne; dass Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; dass Treue auf der Erde wachse und Gerechtigkeit vom Himmel schaue; dass uns auch der HERR Gutes tue und unser Land seine Frucht gebe; dass Gerechtigkeit vor ihm her gehe und seinen Schritten folge.

Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist. Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Lesung und Predigttext: Luk. 1, 67-79

Das Benedictus des Zacharias

Und sein Vater Zacharias wurde vom Heiligen Geist erfüllt, weissagte und sprach: Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils im Hause seines Dieners David – wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner Heiligen Propheten –, dass er uns errettete von unseren Feinden und aus der Hand aller, die uns hassen, und Barmherzigkeit erzeugte unseren Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund, an den Eid, den er geschworen unserm Vater Abraham, uns zu geben, dass wir erlöst aus der Hand der Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen.

Und du, Kindlein, wirst Prophet des Höchsten heißen. Denn Du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, auf dass er erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Predigt

Bereitet einen Weg! Luk. 1, 67-79

"Bereitet einen Weg!" – so lautet der für den Gottesdienst am 3. Advent vorgeschlagene Titel in der akademischen Predigtreihe im Wintersemester 2020/21, die insgesamt überschrieben ist mit den Worten: "Wo sich Lebens- und Sinnräume öffnen".

"Bereitet einen Weg!"

Das klingt ungewohnt im Advent, sonst heißt es in den Adventsgottesdiensten und -liedern doch: "Bereitet den Weg des Herrn!", das weist auf Weihnachten und die Geburt Christi hin. So ist es Tradition hierzulande.

Der Titel "Bereitet einen Weg!" stellt eine Verallgemeinerung dar, die als Verfremdung wirkt. Stellen wir uns dieser Verfremdung! Bei näherer Betrachtung erweist sich dieser Satz aus drei Wörtern "Bereitet einen Weg" als schillernd, er

kann als Indikativ und als Imperativ gelesen werden. Zunächst als Indikativ: Sie oder er bereitet einen Weg. Sie bereitet ihren Weg, er bereitet seinen Weg. Das ist der Indikativ des Lebens, jeder bereitet seinen Weg, den er geht, Tag für Tag bereitet er ihn vor und bereitet ihn zu. Das versteht sich scheinbar von selbst, aber die Selbsttätigkeit bei der Bereitung, der Planung und Gestaltung des eigenen Lebenswegs ist keineswegs selbstverständlich, viele lassen sich ihr Leben von anderen zubereiten und gestalten, von Fachleuten für Lebensgestaltung, die es gewohnt sind, Lebenswege vor- und zuzubereiten, Medienmacher, Journalisten, Philosophen, Lebensdeuter, Künstler, aber hinter diesen vor allem Gestalter des Wirtschaftslebens und Forscher und Wissenschaftler, die Lebenswege aufzeichnen und bereiten, ob es um Mobilität oder Gesundheit geht, die derzeit meistdiskutierten Themen. Darum ist der Indikativ durchaus zu beachten: Bereitet ihr euren Lebensweg wenigstens in Ansätzen selbst oder lasst ihr ihn euch vollständig von Autoritäten vorbereiten und damit vorgeben?

Mit dieser Frage „Bereitet ihr euren Weg tatsächlich selbst?“ gleiten wir unversehens in den Imperativ hinüber, in die Aufforderung: Bereitet einen Weg, bereitet euren Lebensweg als einen guten, fruchtbaren, vielseitigen, fröhlichen Weg für euch selbst und für die Menschen, die euch anvertraut sind, ob ihr Eltern seid oder Lehrer, oder Ärzte oder Trainer oder Offiziere oder Unternehmer oder Pfarrer.

Die Aufforderung lautet: Bereitet den Weg bewusst, den ihr geht und den ihr die führt, die euch anvertraut sind, denn so ist es doch: Diesen euren Weg werden andere mit euch gehen oder vielmehr: sie gehen schon lange mit euch, ob sie wollen oder nicht. Ihr seid Wegbereiter, Anreger, Türöffner, für eure Kinder, eure Schüler, eure Nächsten und Nachbarn, eure Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, eure Freunde, und für die Fremden und Flüchtlinge auch, ihr seid für viele verantwortlich, also bereitet einen Weg, den sie gehen können, den sie mit euch gehen können, der ihnen "Lebens- und Sinnräume" öffnet, wie es das Thema der akademischen Predigtreihe in diesem Semester insgesamt als Auftrag vorgibt.

Und nach wem richten wir uns bei dieser Lebensaufgabe "Bereitet einen Weg! - für uns selbst und für die uns Anbefohlenen"? Wir orientieren uns gewiss auch an unseren Vorfahren, an eigenen Eltern und Lehrern, und an dem, was sie uns an Wissen und Erfahrung mitgegeben haben, aber auch an guten Freunden und Kollegen, und unvermeidlich auch an unseren eigenen Lebenserfahrungen.

Aber darüber hinaus werden auch bekanntere, vielleicht sogar berühmte Personen in den Blick kommen, aus der Geschichte von Religion und Philosophie, aus Kunst und Wissenschaft und sie können erheblichen Einfluss auf die Frage gewinnen, wie wir uns unseren eigenen Lebensweg bereiten und den für unsere Mitmenschen.

Zwei ganz besondere Wegbereiter treten heute vor uns hin, zwei Menschen, die Wege für viele bereitet haben und ihre eigenen Wege bewegen bis heute viele nicht nur zu staunender Bewunderung, sondern zur Nachfolge, auch wenn sie unerreicht bleiben und wohl auch bleiben müssen:

Ich nenne zunächst den Älteren,
Johannes den Täufer mit seinem Ruf zur Umkehr, zum Umdenken, an ihn erinnert die evangelische Christenheit in Deutschland in jedem Jahr am 3. Advent und sie erinnert damit an den Mann, der nach der Überlieferung der Bibel den Weg für Jesus von Nazareth bereitet und dessen neues Gottesbild vorbereitet hat, Johannes, von dem sein Vater Zacharias in höchsten Tönen schwärmte:

Und du, Kindlein, wirst Prophet des Höchsten heißen. Denn Du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, auf dass er erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Viele haben ihren eigenen Lebensweg nach dem Vorbild Johannes des Täufers bereitet und gestaltet, haben seine Predigt für die Armen gehört und beherzigt.

Liebe Schlosskirchenfreunde,
sonst heißt es, wie gesagt, im Advent immer: Macht hoch die Tür, die Tor macht weit, es kommt der Herr der Herrlichkeit, das klingt eher nach dem Einzug eines römischen Feldherrn. Tatsächlich aber spricht die Bibel von einem ganz anderen Herrscher:

*Lied (EG 14):
Dein König kommt in niedern Hüllen,
ihn trägt der lastbarn Eselin Füllen,
empfang ihn froh Jerusalem.
Tragt ihm entgegen Friedenspalmen,
bestreut den Pfad mit grünen Halmen,
so ist's dem Herren angenehm.*

Und der Herold dieses Königs ist der Mann am Jordan, der ganz und gar nicht als Vorbote eines großen Königs oder Präsidenten wirkt, in seiner Kamelhaar-Kutte, und doch ist es dieser Mensch am Jordan, am Rande der Wüste, der gerade in dieser „Uniform“ dem den Weg bereitet, der die Welt seitdem mit seinen Gedanken ergriffen hat und sie beherrscht, wenn auch längst noch nicht überall.

Diesem König, der uns bis heute den Weg in Sinn- und Lebensräume eröffnet, hat Johannes den Weg bereitet durch seinen Ruf zum Umdenken, zur Barmherzigkeit: Wer zwei Hemden hat, gebe eins dem, der keines hat, und wer Speise hat, tue ebenso. Und den Zöllnern sagte er: Fordert nicht mehr, als euch vorgeschrieben

ist! Und den Soldaten: Tut niemandem Gewalt noch Unrecht und lasst euch genügen an eurem Sold!

Diese soziale Predigt des Johannes hat Jesus von Nazareth weitergeführt und vertieft und seine Jünger haben sie in alle Welt getragen.

Es ist aber ganz unverzichtbar, hier und heute noch an einen Zweiten zu erinnern, der die Menschheit tief geprägt hat, nun auch schon über zweihundert Jahre:

Ludwig van Beethoven mit seiner unbändigen Kraft und Phantasie, die ihn dazu trieben, die revolutionären Spannungen in der Gesellschaft seiner Zeit, der frühen Moderne, derart nachzugestalten, dass sie durch schärfste Dissonanzen hindurch zu einer geradezu himmlischen Harmonie umgestaltet wurden, sein Geburtstag jährt sich, wie in Bonn bekannt, am 17. Dezember zum 250. Mal.

Auch Beethoven ist äußerlich nicht als Held zu erkennen, auch er beherrscht die Welt nicht mit Gewalt, aber seine harmonisch-dissonanten musikalischen Gefechte sind so krass, als würde er mit dem Teufel fechten, und sein Lebensweg ist bis zum Ende vom Ringen um himmlische Harmonien bestimmt, wer es mag und kann, höre sich nachher an, was ich gerne zur Illustration dieses Wegbereiters der Humanität hätte erklingen lassen, etwa einen Streichquartettsatz von Beethoven, ich denke an den ersten Satz aus op. 95 – oder man erinnere sich an die Einleitung zum 4. Satz der 9. Symphonie.

Zwei ganz bedeutende Gestalter der Menschheitskultur, Johannes der Täufer und Ludwig van Beethoven, sie haben Wege bereitet, auf denen die Menschen guten Willens zu einem höheren Maß an Frieden, Eintracht, gegenseitiger Förderung und Wohlergehen gelangt sind und weiter gelangen könnten. Nicht von ungefähr ist die "Ode an die Freude", die eher ein Loblied der Freundschaft ist, zur Hymne Europas gewählt worden.

Dass auch wir, jeder an seinem Ort, Wege für Frieden, Eintracht und gegenseitige Förderung bereiten können, darauf hoffen wir gemeinsam gegen alles Toben und Rasen der Despoten.

Und der Geist Gottes, der unsere Vernunft gnädig in sich birgt und uns bewegt, Wege zum Frieden zu bereiten, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus. Amen.

Unglaubliches „in einem Jahr...“: Gen 18,1-15

Militärdekan PD Dr. Uwe Rieske

20. Dezember 2020, 4. Advent

Ein herzliches Willkommen in der Schlosskirche Bonn zum Gottesdienst am vierten Advent. Wir gehen auf Weihnachten zu, auf die Geburt des göttlichen Kindes. Es ist die Zeit der Kindergeschichten, das Warten auf Weihnachten.

Ein Kind wird geboren. Auch der für den vierten Advent für die Schlosskirche vorgeschlagene Predigttext handelt von der Geburt eines Kindes. Völlig unerwartet kommt es zur Welt, lange, sehr lange haben seine Eltern auf Nachwuchs gewartet.

Diese Geschichte kommt aus der Zeit, als Gott den Menschen persönlich begegnete. Hier erkennt ihn Abraham. Der Nomade und Viehzüchter Abraham saß vor seinem Zelt, als ihn Gott besuchte. Drei Männer waren gekommen, und der alte Abraham merkte sofort, dass in ihrer Gestalt Gott selbst zu ihm gekommen war.

Das ist, finde ich, eine wesentliche Pointe dieser Geschichte: Abraham erkennt in diesen drei Männern Gott, der ihn besucht. Würden wir merken, wenn Gott mit uns spricht? Und: Woran merkt man das? Und kann man von Abraham lernen, was man tut, wenn Gott zu Besuch ist? Im ersten Buch Mose steht es, was er tat:

„Abraham eilte in das Zelt zu Sara und sprach: Eile und nimm drei Maß feines Mehl, knete und backe Brote. Er aber lief zu den Rindern und holte ein zartes, gutes Kalb und gab's dem Knechte; der eilte und bereitete es zu. Und er trug Butter und Milch auf und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, und setzte es ihnen vor und blieb stehen vor ihnen unter dem Baum, und sie aßen.“

Gott wird reich bewirtet. So schnell er kann, eilfertig und entschlossen bereitet Abraham zusammen mit seiner Frau Sara und dem Knecht ein köstliches Essen.

Wie wäre das, wenn Gott bei uns zum Essen käme? Würden wir ihn bemerken? Ihn bewirten wie Abraham?

Szenenwechsel: Was eigentlich gibt es bei Ihnen üblicherweise an Heiligabend zu essen? In vielen Familien wird das lange vorher überlegt und gründlich vorbereitet. In manchen Familien gibt es eine eigene Tradition des Essens am Heiligabend und in sie mischt sich nicht selten eine Kindheitserinnerung.

Auch bei mir. Weihnachten – allein das Wort löst Erinnerungen aus: Vor meinem inneren Auge sehe ich und rieche Weihnachten meiner Kinderzeit, das wir über Jahre immer mit meinen Eltern und der Familie der Schwester meiner Mutter gefeiert haben. Meine Oma, die in Westpreußen Bäuerin gewesen war, liebte es,

uns an Weihnachten zu bekochen. Jahr um Jahr. Ich sehe den Baum und rieche die Ente im Ofen, die es Heiligabend immer gab. Dieser heimelige Backofengeruch verband sich mit dem schweren Plüschtuch der Möbel. Kaum irgendwo habe ich mich als Kind so geborgen gefühlt wie Weihnachten mit der ganzen Familie im Haus von Oma und meiner Tante.

Und vielleicht ist es ja so: Vielleicht ist Weihnachten nicht nur bei Gottesdiensten, sondern auch bei solchem Essen Gott mit am Tisch. Weil es sein Fest ist. Weil er an Weihnachten Menschen ganz nahe ist. Und sie ihm. Und vielleicht erinnern wir uns deshalb so lange an die Weihnachtstafel unserer Kindheit, weil Gott mit dabei war und uns seine Spur als Erinnerung ins Herz gelegt hat.

Zurück zur Geschichte von Abraham und Sarah: Gott redet zu den beiden. Er sagt: „Ich will wieder zu dir kommen übers Jahr; siehe, dann soll Sara, deine Frau, einen Sohn haben.“ Beide, Abraham und Sarah, hatten sich mit ihrer Kinderlosigkeit mehr oder minder abgefunden. Hochbetagt leben sie mit ihren Herden, diese beiden Hirten. Und nun diese Ansage? Sarahs Reaktion drinnen im Zelt ist sehr nachvollziehbar. „Darum lachte sie bei sich selbst und sprach: Nun, da ich alt bin?“

Und doch geht diese Ansage in Erfüllung. Übers Jahr ist Isaak geboren, Abrahams und Sarahs einziger Sohn. Woran erkennt man, dass Gott zu Besuch war? Immer daran, dass sich erfüllt, was er sagt. Und daran, dass man nicht vergisst, was er gesagt hat. Einen Sohn haben Abraham und Sarah und weit, weit später viele, viele Urenkel.

Dass Gott im Spiel ist, bemerkt man auch daran, dass und wie Segen sich auswirkt. Gegen alle menschliche Erwartung. Abraham und Sarah werden hochbetagt die Ureltern des Volkes Israel. Gottes Segen wirkt. Sichtbar. Und auch in diesem Falle völlig unerwartet. Zum Lachen ist das. Manchmal. Wie oft planen wir unser Leben. Nicht nur den Heiligabend. Aber das Entscheidende, was uns widerfährt, lässt sich nicht planen. Es passiert und will als Segen begrüßt und bewirkt und erinnert werden.

Aber wirkt er auch in diesem Advent, der Segen? In dieser furchtbaren Pandemie, die ihren Schrecken gerade zum Weihnachtsfest entfaltet? Wie viel Trauer, wie viel Sorge und wie viel Angst ist in der Welt am Weihnachtsfest 2020? Was für ein Jahr geht zu Ende, dieses Jahr 2020. Haben wir bemerkt, was neben und in der Pandemie alles gleichzeitig passierte? Die Zahl der Menschen, die weltweit vor Krieg, Bürgerkriegen und Verfolgung fliehen, war noch nie so hoch wie heute. Vor einem Jahr, am Jahresende 2019 lag die Zahl der Menschen, die weltweit auf der Flucht waren, bei fast 80 Millionen Menschen. Nehmen wir dies wahr unter den täglichen Zahlen der Infizierten hier in Deutschland und in Europa?

Unsere Welt ist näher zusammengerückt. Und doch: Wie wenig nehmen wir wahr von dem, was passiert. Das weltweite Artensterben geht ungebremst weiter. Die global untersuchten Populationen von Säugetieren, Vögeln, Amphibien, Reptilien und Fischen sind seit 1970 um über zwei Drittel eingebrochen.

Was wäre Gottes Ansage, wenn er heute wie bei Abraham bei uns vor dem Zelt säße: Oder mit am Tisch an Heiligabend. Was wäre unser Thema beim Tischgespräch? Vielleicht wäre er mächtig zornig auf unsere Generation, die seine Schöpfung mehr verwüstet hat als jede andere zuvor. Aber das andere gilt auch: Auch in diesem Jahr wurden Kinder geboren, haben Menschen füreinander gesorgt und andere bewirtet. Auch in diesem Jahr, gerade jetzt an Weihnachten, werden Menschen mit großer Hingabe gepflegt und umsorgt. Alte, Kranke, auch Kinder. Wie viel Zuwendung, wie viel Liebe wird hier gegeben.

Ein Kind wird geboren in der Geschichte von Abraham und Sarah. Ein Kind wird geboren in der Geschichte der Heiligen Nacht, auf die wir zugehen. Die Herzen will es bewegen. Sarah und Abraham lebten im Zelt. Jesus wird in einem Stall geboren. Kann es sein, dass Gott im scheinbar Unscheinbaren begegnet und erkannt werden will? Genau dort, wo man ihn am wenigsten erwartet? Kann es sein, dass wir unsere Augen öffnen dürfen für das, was er bereit hält für uns in dieser so eingeschränkten Zeit der Pandemie? Vielleicht ist Gott dort, wo um das Leben von Menschen gekämpft wird. Vielleicht ist Gott dort, wo getrauert wird. Ganz gewiss ist er dort, wo Menschen nicht allein gelassen werden in ihrer Not in unserer Zeit.

Es ist die Zeit der Begegnungen mit wenigen, es ist die Zeit, in der wir die Solidarität neu erfinden, es ist die Zeit, in der wir nur gemeinsam Segen wirken lassen können, der auf allem Leben liegt.

Es ist Zeit, füreinander zu sorgen und die Liebe neu zu erfinden, die Gott Abraham und Sarah zuteilwerden lässt und uns auch. Gott legt an Weihnachten ein Kind in die Krippe. Bewirten wir Gott, freuen wir uns mit ihm und trauen seinem Segen. Tragen wir ihn weiter nach Kräften. Auch jetzt.

Amen.

„Weihnachten – Zauber des Heiligen mitten unter uns“: Lk 2,1-14

Prof. Dr. Cornelia Richter u.a.

24. Dezember 2020, Heilig Abend

Mitwirkende: Prof. Dr. Eberhard Hauschildt (Schloßkirchenprediger) mit Familie, Prof. Dr. Mathias Schmoeckel (Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät), Prof. Dr. Andreas Krebs, Dr. Katharina Opalka, WM Daniel Rossa, WM Thorben Alles, stud. phil. Rebecca Blank, stud. theol. Jana Puschke, stud. phil. Daria Hofmann

Orgelstücke: Miguel Prestia

Schmücken der Kirche: Gertrud Mandt

Rossa spricht: Weihnachten 2020. Das kurfürstliche Schloss mit seinen vier erleuchteten Dachreitern: Der größte Adventskranz der Stadt – ein Traum. Die Schlosskirche in Bonn: Wunderschön erleuchtet, der Christbaum strahlt. Diese Kirche wartet. Sie wartet auf uns, auf die Menschen, die in ihr feiern, beten und singen. Aber – nichts tut sich. Es bleibt still. Das passt. Zu Weihnachten.

Richter spricht: Diese Kirche wartet. Sie wartet auf uns, auf die Menschen, die in ihr feiern, beten und singen. Und tatsächlich, wir sind auch da. Nur sind wir nicht dort, wo wir erwartet werden. Das passt. Zu Weihnachten. Da war auch alles anders als erwartet. Wie wunderbar! Herzlich willkommen zur ökumenischen Weihnachtsandacht der Bonner Schlosskirche! Auf Zoom und YouTube, anders als erwartet und doch ganz direkt. Jeder für sich und doch alle zusammen. Zuerst in der Andacht und danach vielleicht noch bei einem Glaserl Wein – das können Sie mitlesen im Kommentar. Wir sitzen in getrennten Häusern und doch in einem geteilten Raum. Transzendenzgemeinschaft – ganz real.

Wir feiern diese Andacht im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Krebs spricht: Geteilte Räume, auch über Zeiten und Kulturen hinweg: Lasst uns beten mit Psalm 96:

Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn, alle Welt!

*Singet dem Herrn und lobet seinen Namen,
verkündet von Tag zu Tag sein Heil!*

*Erzählet unter den Heiden von seiner Herrlichkeit,
unter allen Völkern von seinen Wundern!*

*Denn der Herr ist groß und hoch zu loben,
mehr zu fürchten als alle Götter.*

*Denn alle Götter der Völker sind Götzen;
aber der Herr hat den Himmel gemacht.*

Hoheit und Pracht sind vor ihm,

Macht und Herrlichkeit in seinem Heiligtum.

*Ihr Völker, bringet dar dem Herrn,
bringet dar dem Herrn Ehre und Macht!
Bringet dar dem Herrn die Ehre seines Namens,
bringet Geschenke und kommt in seine Vorhöfe!
Betet an den Herrn in heiligem Schmuck;
es fürchte ihn alle Welt!
Sagt unter den Heiden: Der Herr ist König.
Er hat den Erdkreis gegründet, dass er nicht wankt.
Er richtet die Völker recht.*

*Der Himmel freue sich und die Erde sei fröhlich,
das Meer brause und was darinnen ist;
das Feld sei fröhlich und alles, was darauf ist;
jauchzen sollen alle Bäume im Walde
vor dem Herrn; denn er kommt,
denn er kommt, zu richten das Erdreich.
Er wird den Erdkreis richten mit Gerechtigkeit
und die Völker mit seiner Wahrheit.*

Blank spricht: Es ist nicht nur still, in diesen Tagen. Es ist auch dunkel. Wie gut, dass auch der Prophet Jesaja das Licht sieht. Wir hören Jes 9, 1-6:

Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über denen, die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell. Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir freut man sich, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn man Beute austeilt. Denn du hast ihr drückendes Joch, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers zerbrochen wie am Tage Midians. Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn dahergeht, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt. Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst; auf dass seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Thron Davids und in seinem Königreich, dass er's stärke und stütze durch Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit. Solches wird tun der Eifer des Herrn Zebaoth.

Schmoeckel spricht: Hört die Weihnachtsgeschichte nach Lukas 2, 1-14:

*Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzt würde. Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Quirinius Statthalter in Syrien war. Und jedermann ging, dass er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt.
Da machte sich auch auf Josef aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das judäische Land zu Stadt Davids, die da heißt Bethlehem, darum dass er von dem Hause und Geschlechte David war, auf dass er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe; die war schwanger. Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.
Und es waren Hirten in derselben Nacht auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herde. Und des Herrn Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn*

leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen. Ihr werdet findet das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen seines Wohlgefallens.

Richter, Opalka, Alles sprechen:

Richter: Weihnachten – damals wie heute alles anders als erwartet. Was wir erwartet haben, was zu Weihnachten gehört, vieles davon vermissen wir heute. Die feierliche Schlosskirche, die grandiose Orgel, der große Christbaum, festlicher Talar und Predigt, das gemeinsame Singen, das Plaudern und Händeschütteln.

Alles: Ja, schon, aber der kleine Christbaum hinter Ihnen ist doch auch sehr hübsch! Und außerdem war damals ja auch alles anders als erwartet. Kein König, dem der rote Teppich ausgerollt wird – aber von einem Engel wird er immerhin angekündigt. Keine herrschaftliche Machtdemonstration Gottes – aber von strahlend hellem Licht wird er begleitet.

Richter: Stimmt, da haben Sie ganz recht. Weihnachten war damals auch nicht das, was man erwartet hatte.

Opalka: Und den Stern, den können wir in diesen Tagen auch beobachten. Haben Sie auch geguckt? Ich hab's versucht, aber es war leider immer bedeckt. Habe mir aber die Bilder im Netz angeschaut. ... Es ist schon ein erstaunlicher Zufall, dass wir ausgerechnet in diesem Jahr, in dem es finster und dunkel ist, in dem es so viel Sorge und Einsamkeit gibt, dass es ausgerechnet in diesem Jahr diese Konjunktion von Jupiter und Saturn gibt und sich die Forschung fragt, ob das nicht der Stern von Bethlehem gewesen sein könnte.

Richter: Nein, leider in Godesberg war nichts zu sehen. Habe es extra versucht. Und muss gestehen, dass ich mich dabei selbst überrascht habe. Auf der einen Seite unterscheide ich so wie Sie ganz klar zwischen einem astronomischen Event und der Weihnachtsgeschichte. Aber auf der anderen Seite hat es mich angerührt und ich habe mich dabei ertappt, dass ich im Grunde meines Herzens nicht nach Jupiter und Saturn gesucht habe. Sondern nach dem Stern von Bethlehem. ... Man kann so einen Stern ja auch persönlich nehmen. Botschaft von oben sozusagen. Theologisch gesagt. Geschenk des Schöpfers.

Alles: Es ist ja auch nicht der Stern selbst. Es ist das Licht. Es ist das Licht, nach dem wir uns so sehnen. Gerade jetzt, wo es so dunkel ist – man braucht ja nur durch die Stadt zu gehen. So viele Lichterketten wie in diesem Jahr sind mir noch selten aufgefallen. Seit es um 4 oder 5 Uhr dunkel wird, strahlen die Fenster umso

heller. Auch die Weihnachtsbäume sind schon seit mindestens einer Woche hell erleuchtet. Es wundert mich nicht, dass das Weihnachtsfest so eng mit der Sonnenwende verknüpft ist – das hat Konstantin schon gut gemacht. Oder, anders gesagt: ob Konstantin oder nicht, es hat ja lange gedauert, bis sich das Weihnachtsfest durchgesetzt hat. Worum es geht ist doch das: Die Sehnsucht nach Licht, die sich an der Sonnenwende mit der Botschaft verbindet: Euch ist heute der Heiland geboren.

Richter: Ausgerechnet an der Sonnenwende. Das ist theologisch wirklich perfekt gesetzt. Denn das Kind, das bei Lukas angekündigt wird, ist Jesus der Christus. Später wird man von ihm erzählen, er sei in der Lage gewesen, den Sturm zu stillen und die Dämonen auszutreiben. Wieso kann er das? Er trägt auch den Namen Immanuel. Weil in ihm die Kraft Gottes wirkt, die über alle Naturgewalten gebietet, die in der Schöpfung alles, was ist, ins Werk gesetzt hat. Wie sollte die Geburt dieses Kindes, das zum Licht der Welt wird, nicht von einem wunderbaren Stern begleitet werden?

Krebs: Ach ja [eher resignativ]. Trotzdem sitzen wir hier und der Talar hängt am Haken. Während die Kirche auf uns wartet. Still und leer.

Opalka: Naja, so still ist das hier ja nun auch wieder nicht. Dafür reden schon alleine wir drei viel zu viel durcheinander. Außerdem, ... vielleicht ist ja auch das der Kern der Weihnachtsbotschaft. Die Kirche wartet, haben Sie vorhin gesagt. Wenn wir mit der Kirche die Schlosskirche meinen, dann kann die doch ganz gelassen warten. Sie steht in ihrer eleganten Schönheit da und kann abwarten. Aber worauf wartet sie denn: Sie wartet auf uns, auf die Menschen, die in ihr feiern, beten und singen. Und genau das tun wir doch hier! Wir nehmen die Schlosskirche und ihre Orgel mit zu uns nach Hause und da sitzen wir nun, und feiern und beten und singen. Und zwar mit Menschen, die sonst nicht mit dabei sein könnten. Weil sie zu den Risikogruppen gehören. Weil sie nicht mehr so mobil sind. Weil sie gar nicht in Bonn wohnen. Weil, ach was weiß denn ich. Weil sie halt nicht dabei sein könnten. Aber hier und jetzt können sie alle dabei sein. Heute, morgen, in den nächsten Tagen. Das ist doch nicht nichts! Sondern ganz viel. Nur halt anders, als erwartet.

Richter: Da haben Sie recht. Es ist ganz viel. Nur halt anders als erwartet. Vielleicht ist das die eigentliche Frage, die wir uns in diesem Jahr stellen müssen: Was erwarten wir eigentlich von Weihnachten. Was erwarten wir von der frohen Botschaft des Evangeliums? ... Kann es sein, dass wir immer nur das erwarten, was wir eh schon kennen? Dann bräuchten wir auch keine frohe Botschaft. Dann würde eine hübsche Erzählung reichen, vielleicht auch eine hübsche Krippe. Dann wäre Weihnachten schön, und harmlos. Es würde uns in unserem Leben bestätigen – alles gut, so wie es ist.

Aber so ist die Weihnachtsbotschaft nicht. Sondern sie erzählt von der Not dieses jungen Paares, von der aberwitzigen Hygienesituation dieser Geburt, vom sozialen Prekariat, den Hirten auf dem Feld. Das ist nicht schön, sondern erinnert eher an Moria, Kara Tepe und wie die Flüchtlingslager alle heißen. Sie erinnert an die Obdachlosen in unseren Städten und an all jene Menschen, die nicht so gemütlich in ihren warmen Wohnzimmern sitzen wie wir hier. An sie alle, die keinen Raum haben in der Herberge. Mitten hinein in dieses Elend zielt die Weihnachtsbotschaft. „Fürchtet Euch nicht!“ Sie ist weder schön, noch harmlos. Sondern bitter nötiger Trost.

Trost, nicht nur für die, die im Elend sitzen. Nein, Trost für uns alle, auch wenn wir sicher sind und satt, weil auch wir häufig ratlos auf das Elend dieser Welt schauen, uns engagieren und an unsere Grenzen kommen, helfen wollen, aber die Welt nicht retten können.

Deshalb braucht es die Weihnachtsbotschaft. Damit wir jedes Jahr wieder mit dem konfrontiert werden, was wir nicht erwarten. Dass da einer kommt, der die Welt retten könnte. Dass uns ein Heiland geboren wird, der eben nicht wie die sonstigen Könige, Potentaten und Egosooter dieser politischen Welt mit Pomp und rotem Teppich daherkommt. Sondern dass da einer kommt, der der Christus ist. Der so kommt, wie ihn niemand erwartet. Der Licht ins Dunkel bringt und Frieden auf Erden. Der uns zusammen ruft, wo wir selbst uns nicht erwarten: Jeden für sich und doch alle zusammen. In getrennten Häusern und doch in einem geteilten Raum. In der Stille der Nacht und doch voll fröhlicher Stimmen. Vielleicht ist das das Einzige, was wir von Weihnachten erwarten sollten: Dass die stille Nacht tatsächlich zur heiligen Nacht wird. Mitten unter uns. Ganz und gar unerwartet. Amen.

Wie und in welchen Grenzen verbunden werden?: Röm 12,3-8

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

10. Januar 2021, erster Sonntag nach Epiphantias

(I. Maßhalten! Epiphantias und der Predigttext am 1. Sonntag nach Epiphantias 2021)

Heute ist der erste Sonntag nach *Epiphantias*. *Epiphantias* – zu deutsch ungefähr: Erscheinung, Aufscheinen des Lichts: das andere kleinere, zweite Weihnachtsfest, datiert auf den 6. Januar. Ein Tag mit den Traditionen der Sternsinger, die, außer in diesem Jahr, von Haus zu Haus ziehen. Und die verweisen auf die „Heiligen Drei Könige“, genauer auf die Weisen aus dem Morgenland aus der zweiten Weihnachtsgeschichte. Auf die, die dem Licht folgten bis hin nach Bethlehem.

Licht im Dunkel, das ist die gängige Weihnachtserfahrung in unseren Breitengraden. Als Jahreszeitenerfahrung in jedem Januar nach der Wintersonnenwende, obwohl es gerade im Januar und Februar erst noch einmal besonders kalt werden kann. Im Januar 2021 ist es eine spezielle Erfahrung: „*Licht am Ende des Tunnels*“, wie man allenthalben hören kann. Gesprochen noch im Tunnel mit seinen Einschränkungen. Das ist die Lage, in der wir uns befinden.

Der für den Sonntag nach *Epiphantias* in der liturgischen Ordnung vorgesehene Predigttext schlägt dazu einen Ton an, der uns im Januar 2021 noch mal ganz anders bekannt vorkommt als sonst: *Maßhalten!* Maßhalten gegenüber den eigenen Impulsen, dem Verlangen, sich doch mehr rauszunehmen, als es klug und realistisch ist.

Nun sind die Worte des Paulus in seinem Brief an die Römer natürlich *nicht einfach ein Orakelspruch vom Maßhalten*, den man rauszieht, wenn's einem passt. Es gibt ja auch Situationen, wo Maßhalten gerade nicht angebracht ist. Wenn die Worte des Paulus mehr leisten sollen als eine herbeigerufene Verstärkung von dem, was sowieso eigentlich klar ist, dann geht das nur, wenn man ihnen *genauer nachgeht*. Also danach fragt, wie dort denn das Maßhalten beschrieben und begründet ist und um welches Maßhalten es da eigentlich geht. Erst dann lässt sich ein Impuls gewinnen, der vielleicht für uns die derzeitige Art von Maßhalten noch einmal in ein anderes Licht rückt.

Also Paulus, Kapitel 12 aus dem Römerbrief, die Verse 3-8:

3 Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedem unter euch, dass niemand mehr von sich halte, als es angebracht ist, sondern dass er in Bezug auf sich selbst maßvoll denkt, wie Gott jedem zugeteilt hat das Maß des Glaubens. 4 Denn wie sich an

einem Leib viele Körperteile und Organe finden, aber diese nicht alle dieselbe Aufgabe erfüllen, 5 so sind auch wir – die Vielen – ein Leib in Christus, untereinander jeder einzelne Körperteil und jedes Organ für die anderen.

6 Wir haben unterschiedliche Gnadengaben, je nach der Gnade, die uns gegeben wurde. Hat jemand prophetische Rede, so übe er sie dem Glauben gemäß aus. 7 Hat jemand ein Amt, so fülle er dies Amt aus. Ist jemand Lehrer, so lehre er. 8 Hat jemand die Gabe, zu ermahnen und zu trösten, so ermahne und tröste er. Wer gibt, gebe ohne Nebenzwecke. Wer leitet, tue es mit Engagement. Wer Barmherzigkeit übt, tue es mit Freude.²²

(II. Vom „Maß des Glaubens“)

Derzeit in diesem Januar prägt uns ja, wie gesagt, noch einmal und wieder verstärkt ein bestimmtes *staatlich vorgegebenes Maßhalten*. Immer wieder etwas andere Anordnungen dazu, was nicht erlaubt und was noch erlaubt ist. Mit Zahlenangaben, wie sie etwa derzeit ja gelten: höchstens eine Person, nicht mehr zwei, aus einem anderen Haushalt und die Kinder bitte jetzt mitzählen.

Das ist ein *Muster von Maßvorgabe, das uns ja auch ohne Corona vertraut* ist. Nicht einfach freie Fahrt für freie Bürger, sondern in geschlossenen Ortschaften bitte nicht mehr als 50 km. Und wer nicht maßhalten will, dem droht – wie man so sagt – eine „Geldbuße“, in krasserer Fällen auch noch deutlich mehr. Das Muster findet sich auch in den Religionen der Menschheit: Wo Götter manches für tabu erklären. Oder wo Gott, so heißt es, die Gebote gibt: Du sollst nicht stehlen, du sollst nicht töten.

Doch von all dem findet sich in dieser Passage aus dem Paulusbrief, der insgesamt und auch hier zweifelsohne sehr wohl von Gott redet, nichts. Dabei ist durchaus die Rede davon, dass *Maße gesetzt* sind, von Gott gesetzt: „wie Gott [...] zugeteilt hat das Maß ...“ (V. 3). Aber dann ist, in dieser Passage jedenfalls, nichts von solchen Begründungen zu lesen, die über die Androhung von „Gericht“ oder „Heulen und Zähneklappern“ laufen. Stattdessen der *Appell an die Selbsteinsicht*: dass jeder und jede „in Bezug auf sich selbst maßvoll denkt“ (ebd.). Und dass „niemand mehr von sich selbst halte, als es angebracht ist“ (ebd.) Das ist einsichtig, denn solche Erfahrungen kann man ja machen: Dass Maßlosigkeit sich als Selbstüberschätzung zeigt in Bezug auf das, was angebracht ist. Etwa sich selbst für unverwundbar zu halten. Es wird schon nichts passieren, jedenfalls mir wird nichts passieren. Doch solche Einschätzung kann sich rächen. Zuviel Alkohol am Abend hat Folgen für den nächsten Morgen. Und wer ständig

²² Text nach Luther 2017, teilweise sprachlich modernisiert, dabei teilweise unter Berücksichtigung der Übersetzung von Röm 12,4-6a in: Michael Wolter, Paulus. Ein Grundriss seiner Theologie, Neukirchen 1. Aufl. 2011, 289.

über seine Grenzen geht, dem kann es immer leichter passieren, dass er nach einiger Zeit die Quittung dafür bekommt: körperlich, sozial, seelisch.

Nun liegt die Pointe bei Paulus allerdings nicht so sehr im Maßhalten im Allgemeinen. Er redet ja hier von einem genauer bezeichneten Maß, dem „*Maß des Glaubens*“. Er hat den Umgang mit von Gott gesetzten Maßen im Sinn, den Umgang von Menschen damit. Ein Maßhalten also unter der Perspektive, dass es sich auf Glauben bezieht, auf *wahrgenommenes und gelebtes Glauben*. Das klingt abstrakt. So abstrakt, dass Paulus zur Verdeutlichung zu einem Bild greift. Zum Bild vom Leib mit seinen Gliedern, vom Körper mit seinen Körperteilen und Organen.

Das Bild hat er nicht erfunden. Das Bild vom Leib mit seinen Organen und Körperteilen, das war durchaus seinen Leser*innen von damals bekannt, als Bild für den Staat etwa aus König oder Kaiser mit seinen Untertanen.²³ Oder vielleicht auch als Bild für die Familie unter dem Familienunterhaupt. Es ist ein Bild – modern gesprochen – aus der Staatslehre oder aus der Soziologie. Hier sind es die antiken Verhältnisse, wo typischerweise einer herrscht und die Untertanen dem Oberhaupt gehören.²⁴ Wo der Gutsbesitzer die Sklaven besitzt und wo die Männer die Frauen besitzen. Neudeutsch, in Unternehmen, nennt man so was Personalressource – neben den anderen Sachressourcen wie Gebäude, Maschinen und Finanzen. Sozialgebilde, vom Staat bis zu den Familien, funktionieren nur, wenn jeder seinen Teil tut, wie es auch bei einem Körper mit seinen Organen und Körperteilen der Fall ist.

Aber Paulus tut etwas mit diesem Bild, weil er es auf Gott bezieht und auf die kleinen christlichen Gemeinden, die sich gerade herausbilden. Den Körper, von dem er redet, bezeichnet er ja als Leib Christi. Er beschreibt den sozialen Verpflichtungscharakter anders. Er denkt ihn nicht so von oben her, dass die personalen Ressourcen, wie es in der Unternehmenslehre sehr häufig der Fall ist, als Kostenfaktor erscheinen. Sondern als, ich bleibe bei Begriffen aus der Betriebswirtschaft, Investitionsobjekt. Gott handelt in seinem Staat namens Gottesreich oder seinem Unternehmen Menschheit oder seiner Familie der Kinder Gottes anders: Er investiert in die Menschen. Er teilt ein „Maß des

²³ Wolter, a.a.O.: „Es besteht heute ein recht eingehender Konsens darin, dass Paulus mit der ekklesiologischen Leib-(Christi-)Metaphorik, wie wir sie in den genannten Texten [außer Röm 12,1 auch Kor 10,17; 12,12-13] vorfinden), an eine weit verbreitete Vorstellung anknüpft, die menschliche Gemeinschaften, und hier vor allem Staaten oder Völker, nach dem Modell des menschlichen Leibes beschreiben.“ (289) Es folgen 289f. Zitate aus Texten von u.a. Plato, Aristoteles, Livius, Philo.

²⁴ Vgl. die besondere Hervorhebung des Königs als Kopf des Staates bei Seneca (Wolter, a.a.O., 290f.) und analog dazu die Änderung des Bildes vom Leib Christi in den nachpaulinischen Briefen (Eph 1,22f.; 4,15f.; 5,23; Kol 1,18; 2,19) (Wolter, 290). Wolter betont: „Paulus hat sein Leib-Christi-Konzept nicht aus der Christologie heraus entwickelt, sondern er übernimmt eine politisch-soziale Metapher, um mit ihrer Hilfe das Ineinander von Vielfalt und Einheit der Christen plausibel zu machen.“ (192)

Glaubens“ (V. 3) zu, er gibt Charismen, Fähigkeiten. Er, der Schöpfer, gibt und weckt Potentiale. Er lässt seinen Geist aufgehen in den Gläubigen.²⁵

Worauf richten sich die göttlichen Investitionen in den Personenressourcen? Der Leib wird von Paulus nicht daraufhin ausgelegt, was sich aus ihm rausholen lässt – rausholen lässt für den König, für Gott, als Unternehmensgewinn, für „die da oben“. Sondern der Leib Christi funktioniert anders. Nämlich nach dem Prinzip: Jedes Organ, jeder Körperteil erfüllt dann sein Potenzial, wenn das Organ oder der Körperteil für die anderen das im eigenen Potenzial Angelegte erbringt. Und zwar jeweils in konstruktiver Gegenseitigkeit für alle: [...] „untereinander [ist] jeder einzelne Körperteil und jedes Organ für die anderen“ da (V. 5).

(III. „[...] untereinander [ist] jeder einzelne Körperteil und jedes Organ für die anderen“ da [V. 5])

Warum und wozu diese Gegenseitigkeit? Man erkennt es an den Gaben, die Paulus beschreibt. Woraufhin sind diese abgestimmt? Zweierlei fällt auf. Zum einen: Die Gaben zeichnen sich durch *Verschiedenartigkeit* aus. Paulus bietet eine ganze Liste auf. Sieben verschiedene Gaben habe ich gezählt. Und es kommt auch vor, dass mal eine Gabe in sich selbst noch Unterschiedliches in sich beinhaltet (V. 6b-8). Es sind eben die Punkte, die ihm als erstes einfallen in seiner exemplarischen (und vielleicht unabschließbaren) Liste.

Und zum anderen: *Was* ihm als wichtigste Beispiele einfällt, ist auch bezeichnend. Bei den Gaben, die mir der Schöpfer gegeben hat, könnte ich ja an vieles denken: Musikalität, Intelligenz, die eine hat Talent, besonders schnell zu laufen oder gut zu rechnen, der andere ist besonders schön. Der dritten liegt es, mehrere Sprachen zu verstehen und zu sprechen usw. usw. Doch das, was Paulus vor Augen führt, sind *solche Gaben, bei denen ganz besonders deutlich ist: sie kommen anderen zugute*. Und so redet er von den Gaben, gut leiten oder lehren zu können, gut zu trösten oder zu ermahnen, gut zu sein im Geben oder in der prophetischen Rede.

Diese Gaben zeichnen sich dadurch aus, dass sie jeweils von vornherein auf einen Bedarf anderer gerichtet sind: geleitet zu werden, Lernerfahrungen zu machen, ermahnt zu werden, getröstet zu werden, zu bekommen, was einem selbst fehlt, auf Zukunft hin zu leben. Und damit ergibt sich auch: Wer das eine

²⁵ Wolters Interpretation weist auch auf eine andere Besonderheit hin: „[...], dass Paulus den Leib nicht als eine vorgegebene, weil unabhängig von seinen Gliedern existierende Größe ansieht, in die die einzelnen durch die Taufe oder das Herrenmahl hineingenommen würden.“ (191) Und „[a]uch die Einheit des Leibes gibt es nur in der Pluralität seiner Glieder. Der Leib Christi hat nicht Glieder, er besteht aus den Gliedern [...]. Das *eine* Brot und der *eine* Geist gliedern die Mahlteilnehmer und die Getauften [...] nicht in einen bereits vorhandenen Leib ein, sondern sie lassen den Leib allererst entstehen.“ (192)

gut kann, braucht vielleicht gerade das andere.²⁶ *Gaben erweisen sich dabei also als Maßgaben in dem Sinne, dass sie ihrerseits begrenzte Gaben sind.*

Gottes Gaben sind nicht Superman- oder Superwoman-Gaben, sondern Gaben in Grenzen. *Wir sind nicht allwissend, allmächtig und allgegenwärtig.* Wir sind Menschen – und das reicht aus. Wer stattdessen meint, er könne alles leiten und wisse alles am besten, und wer dann auch noch mit seinen Gaben zuallererst, ja allein sich selbst nützen will, der gerät früher oder später an seine Grenzen, und dies selbst, wenn er König oder Kaiser wäre oder einst zum Präsidenten gewählt worden war und in einem großen weißen Haus sitzt ...

Weil solche Gaben an dem Charakter von Bedarfen anderer ausgerichtet sind, erweist sich der *Begrenztheits-Charakter* nun nicht so sehr als einschränkend, sondern *als konstruktiv*. Paulus argumentiert in unserem Predigttext gar nicht von Geboten und Verboten her. Der Aufruf zum Maßhalten, an den Paulus denkt, ist damit nicht nur keine Maßgabe, die nach Zahlen misst, wie wir sie von den Coronamaßhalte-Vorgaben im Ohr haben. Sondern wenn er hier von Gott redet (der unausweichlich auch als der Geber der Gebote bekannt bleibt), sagt er *indirekt* dann doch eben etwas auch darüber. Der Leib Christi, die Verwirklichung dessen, was Christus ist, also seine Gegenwart bei und in denen, die ihm nachfolgen wollen, das wendet sich ja nicht einfach ab von den Geboten, sondern *geht mit ihnen anders um*. Der Charakter der Gebote wird so ein anderer. Und gerade so *erfüllt* er dann doch *die eigentliche Intention von Geboten*.²⁷

Das Bild von dem Leib Christi als einem Körper, in dem die Vielfalt der Gnadengaben in der Vielfalt der Körperteile und Organe gegeben ist, das zeigt eben auf: Solche Maßgaben nach dem Maß der Gnade sind samt den darin liegenden Grenzen auf einen Umgang mit ihnen hin angelegt. In einem bestimmten Umgang mit ihnen liegt ihre Pointe und darum auch ihre wichtigste Begründung: dass dieser zum Wohle anderer geschieht. Die *Maßgaben* einschließlich der darin mitgegebenen Grenzen sind also, wie am Leib Christi demonstriert, *Aufgaben*. Aufgaben zugunsten von anderen, wobei ich selbst wiederum darauf angewiesen bin, dass andere zu meinen Gunsten ihren Aufgaben nachkommen. So funktioniert der Leib Christi, so will Gott die Menschen haben, dass sie einander zugunsten sich verwirklichen, ihr Potenzial nutzen vor allem zu dieser Art von höherem Zweck. Darum lassen sie sich als Glaubensgaben beschreiben.

²⁶ Wolter spricht von den „unterschiedlichen Funktionen [...], die wie die Glieder eines Leibes komplementär zusammenwirken.“ (292)

²⁷ Vgl. Röm 10,4: „Christus ist das Telos des Gesetzes.“ Telos kann „Ende“ wie „Vollzug“ oder „Erfüllung“ heißen. Gesetz (griech. Nomos) kann die negative Auswirkung im menschlichen Umgang meinen, aber auch die Bedeutung von Gottes guter Tora.

*(IV. Von „großen Freiheiten“, unerfüllten Wünschen und das Licht, von dem wir
herkommen)*

Was meinen Konfirmandenunterricht vor knapp 50 Jahren angeht, so erinnere ich mich nicht mehr an viele Details, vor allem nicht an solche, die Inhaltliches betrafen. Aber ich erinnere mich an ein Detail aus dem klassischen Unterrichtsthema, wo es um die 10 Gebote ging. Wir bekamen als Unterrichtsmaterial ein Heft und das trug den mir damals sehr seltsam vorkommenden Titel: „Die 10 großen Freiheiten“.²⁸ Er erschien mir damals als recht absurd – wo doch die meisten Gebote als Verbote formuliert sind: Du sollst nicht stehlen, töten, wider besseres Wissen etwas für wahr erklären. Doch später habe ich es irgendwann eingesehen: Gebote, ja Verbote, sind Aufgaben. Ja noch mehr, sie haben ein konstruktives Ziel, wenn sie mit Einsicht befolgt werden. Denn ihr eigentliches Ziel ist, die Freiheit anderer zu begründen; helfen sie aber anderen zu mehr Freiheit, dann ergibt das auch einen zweiten Blick auf ihren Begrenzungs-Charakter für mich: Sie dienen zuletzt auch meiner Freiheit. Sie wandeln sich gegenüber ihrem ersten Eindruck und werden zur Ermöglichung von Freiheit.

Das Weihnachtsfest und die Weihnachtszeit sind entstanden als Erinnerung, Erinnerung an die Erzählung von der Geburt Jesu Christi als dem Licht im Dunkeln. Und das bedeutet das Versprechen, dass es auch ein Licht wirft auf die Weihnachtszeit 2020/21.

Auf eine Zeit, deren Dunkel in diesem Jahr eben maßgeblich mitgeprägt ist durch diejenigen Grenzen, die gesellschaftlich gegebene aktuelle Sondergebote setzen. *Wieviel lieber würde ich heute morgen mit Ihnen in der Schlosskirche sein*, so dass ich bei meiner Predigt auch in Ihre Gesichter schauen könnte; dass wir vor und nach meiner Rede gemeinsam uns sprechen hören könnten, wie wir sagen: „Vater unser im Himmel“ und „Ich glaube an Gott, [...] den Schöpfer des Himmels und der Erde. Und an Jesus Christus [...]“. Wie gerne würde ich mit Ihnen das tun, was selbstverständlich war, und das derzeit zu den größtmöglichen Infektionsrisiken gehört und darum strikt verboten ist: gemeinsam zu singen! Was für eine Beschränkung, dass die normalen Gottesdienste wegen Allgemeingefährdung ausfallen müssen. Und es ist ja eben beileibe nicht die einzige Beschränkung. Sie alle können überhaupt Vereinsamung verursachen und schlicht in Armut führen. Was für ein Verzicht!

Und doch eben sind sie eine *Aufgabe mit dem Ziel des Schutzes anderer*, der Ermöglichung von Freiheit für andere. Und verbunden mit der *Aufgabe, neue*

²⁸ Es dürfte sich gehandelt haben um Ernst Lange, Die zehn großen Freiheiten, Berlin 1966, oder dessen Übernahme in irgendeine andere Broschüre.

und andere Wege zu finden, um den bei, ja durch die Gebotseinhaltung eben auch entstehenden Schaden nicht unnötig groß werden zu lassen.

Gebote, Begrenzungen bleiben also *ambivalent*. Auf die Art des Umgangs und auf die Details kommt es an. Darum auch die *notwendigen Diskussionen über die Maßzahlen* in den Geboten, über die Abgrenzung, welches Handeln als positiver und welches als negativer gewertet werden sollte. Und auch die Aufgabe, und zwar für die Staatsleitung genauso wie für die Einzelnen, zu entscheiden nach bestem Wissen und Gewissen, was ich mir und damit auch anderen erlaube und was nicht.

Im Januar 2021 spricht für mich aus dem Predigttext ganz besonders deutlich heraus das Ziel in Geboten, wenn sie denn gute Gebote sein sollen und in dem Umgang mit den je eigenen begrenzten Potenzialen, sich immer wieder vor Augen zu führen. Dazu hilft mir Paulus. Er blickt auf Gott und er beschreibt von daher zwar nur die christliche Gemeinde von vor fast 2000 Jahren, wenige Jahrzehnte nach Jesu Geburt und Tod und erstem Vertrauen auf seine Auferstehung. Aber dies erscheint mir als etwas, das weiterwirkt über die Grenzen von dem kleinen Jüngerkreis hinaus, hinaus über die Grenzen von ein paar Urgemeinden und auch von christlichen Kirchen, die daraus entstanden sind und wie sie es heute gibt. Es wirkt weiter, eben als das in ihm liegende Potenzial zum Wohl der Menschheit, von Gott gewollt, von Gott geschenkt.

Das bedeutet mir Weihachten 2020/21. Und so beschreibt auch an diesem Sonntag die 4. Strophe eines *alten Kirchenlieds*²⁹ die Lage, wie sie ist. Seine Verse leiten mich an, das Licht im augenblicklichen Tunnel wahrzunehmen und sich von diesem *Licht*, auf das wir nicht nur hoffen, sondern auch *von dem wir herkommen*, wärmen und erleuchten zu lassen – an diesem Sonntag nach Epiphania:

*„Das ewig Licht geht da herein,
gibt der Welt ein' neuen Schein;
es leucht' wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht.“*

Das wünsche ich Ihnen und mir auch. Amen

²⁹ Gelobet seist du, Jesu Christ (Evangelisches Gesangbuch Nr. 23, Strophe 4).

Ende und Anfang eines Feierns in Fülle: Joh 2,1-11
Studierendenpfarrer Michael Pues und Studierende
17. Januar 2021, zweiter Sonntag nach Epiphania

Ich zeige Ihnen einmal einige Impressionen aus dem Leben in der ESG Bonn aus den letzten Jahren.



Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Aber ich zucke innerlich mittlerweile fast zusammen. So viele Menschen in einem Raum. Kein Abstand, keine Masken. Ferne Erinnerungen an ausgelassene Feste, interkulturelle Begegnungen oder spannende Veranstaltungen in einem vollen Saal. Lockeres Plaudern, Kennenlernen ohne Kontaktbeschränkungen.

Mit diesen Erinnerungen verbinden sich für mich auch bange Fragen: Werden wir uns jemals wieder so unbeschwert und angstfrei begegnen können? Welche Langzeitfolgen wird die Pandemie auf unser Sozialverhalten, unseren gemeinschaftlichen Umgang miteinander haben?

Mit diesen Bildern verbindet sich eine Sehnsucht. Und ich weiß, dass sich diese Sehnsucht ganz besonders auch unter euch Studierenden breit macht. Die Sehnsucht nach einem Leben mit allem, was für uns soziale Wesen dazu gehört.

Spontane Treffen. Herzliche Umarmungen. Die Sehnsucht nach Ausgehen am Abend und in der Nacht, nach ausgelassenen Festen und Partys.

Von einem großen Fest ist auch bei Johannes die Rede. Und Jesus ist mitten im Trubel der Hochzeitsgesellschaft. Doch die Party steht auf der Kippe. Die Gäste sind trinkfester als vom Hochzeitspaar erwartet. Der Wein geht zur Neige. Und so kommt es zur wundersamen Verwandlung von Wasser in Wein.

Bei der Erzählung des Wunders gibt es jedoch eine interessante Lücke. Die Diener füllen die großen Steinkrüge mit Wasser. Und als nächstes kommt dann sofort die Aufforderung Jesu, zu schöpfen und zum Speisemeister zu gehen. Kein Zauberspruch aus dem Munde Jesu. Kein magisches Ritual. Es geht Johannes ganz offensichtlich nicht darum, Jesus als großen Zaubermeister darzustellen. Und insgesamt haben auch die anderen Evangelisten kein Interesse an der Frage, wie Jesus Wunder bewirken konnte.

Was Johannes ausdrücken möchte, das sagt er selber in seinem abschließenden Kommentar am Ende der Erzählung: Das Ganze ist ein Zeichen. Eine Erzählung mit Hinweischarakter, mit einer übergeordneten Botschaft.

Mit zwei Beobachtungen komme ich dieser Botschaft auf die Spur.

Zunächst: Wir reden hier nicht von ein paar Karaffen. Sondern von sechs gewaltigen Krügen mit umgerechnet insgesamt etwa 600 Litern. Wer soll so viel Wein trinken? Ein immenser Überfluss. Eine unbeschreibliche Fülle. Und so verweist diese Verwandlung auf das, was einmal kommen wird. Eine Zeit, in der Milch und Honig (und auch Wein?) fließen wird. Eine Zeit, in der es keine Störungen mehr im Verhältnis zwischen Gott und Mensch gibt. Und auch keine Störungen oder Kontaktbeschränkungen zwischen uns Menschen.

Und die zweite Beobachtung: „Du hast den guten Wein zurückgehalten.“ Sagt der staunende Speisemeister zu dem Bräutigam. Sprich: Normal macht das ein Gastgeber andersrum. Erst der gute Wein – dann der schlechte. Doch hier steht das Beste noch aus. „The best is yet to come“ hat Frank Sinatra einmal gesungen. Und Barack Obama hat diese Liedzeile für seinen Wahlkampf benutzt. Das Beste steht noch aus, liegt noch vor uns, wird noch kommen, sagt uns die Wundererzählung im Johannesevangelium. Die Hochzeit zu Kana wird zu einer großen Hoffnungserzählung. Auf das, was noch kommt, was noch aussteht. Ganz am Ende der Zeit.

Und schon jetzt mitten in unserer Zeit. Denn Jesus agiert ja auf einer Hochzeit, mitten im Leben der Menschen. Wir werden nicht vertröstet auf einen Zustand irgendwann. Ausgehend von der großen Hoffnung auf einen umfassenden Frieden dürfen wir Hoffnungsbilder für das entwickeln, was auch in naher Zukunft auf uns wartet.

In den letzten Wochen haben selbst sonst so nüchtern sprechende Politikerinnen und Politiker Bilder der Hoffnung stark gemacht. Sehr häufig ist z.B. von einem Licht am Ende des Tunnels die Rede gewesen. Ein Bild, das uns in der Tat Mut machen kann für die dunklen Stunden und Tage. Manchmal können die Hoffnungsbilder auch sehr konkret sein. Eine Studentin hat im Gespräch über diesen Text bei Johannes ihre Hoffnung so ausgedrückt: Nach den ersten zwei Semestern meines Studiums jetzt den Laptop aus dem Fenster schmeißen und einen Hörsaal endlich einmal von innen sehen.

In diesem Sinne: Freuen wir uns auf den guten Wein, der erst noch getrunken werden will! The best is yet to come.

Amen.

„Wo du hingehst, da will ich auch hingehen“: Rut 1,1-19a

Prof. Dr. Cornelia Richter

mit stud. theol. Paul Hector und stud. theol. Anna Kierdorf

24. Januar 2021, dritter Sonntag nach Epiphantias

Richter spricht: Diese Kirche wartet noch immer. Sie wartet auf uns, auf die Menschen, die sich auf den Weg gemacht haben, um in ihr zu feiern, zu beten und zu singen. Und tatsächlich, wir sind auch da. Nur sind wir nicht dort, wo wir erwartet werden. Sondern haben einen anderen Weg genommen: Herzlich willkommen zum heutigen Gottesdienst am 3. Sonntag nach Epiphantias! Auf Zoom und YouTube, anders als erwartet und doch ganz direkt. Jeder für sich und doch alle zusammen. Wir sitzen in getrennten Häusern und doch in einem geteilten Raum. Transzendenzgemeinschaft – unerwartet, anders und doch ganz real.

Wir feiern diese Andacht im Namen Gottes des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Hector spricht: Neue Wege, über Zeiten und Kulturen hinweg: Lasst uns beten mit Psalm 86,1-2 und 5-11:

*Herr, neige deine Ohren und erhöre mich;
denn ich bin elend und arm.
Bewahre meine Seele, denn ich bin dir treu.
Hilf du, mein Gott, deinem Knechte, der sich verlässt auf dich.
Denn du, Herr, bist gut und gnädig,
von großer Güte allen, die dich anrufen.
Vernimm, Herr, mein Gebet
und merke auf die Stimme meines Flehens!
In der Not rufe ich dich an:
du wollest mich erhören!
Herr, es ist dir keiner gleich unter den Göttern,
und niemand kann tun, was du tust.
Alle Völker, die du gemacht hast, werden kommen
und vor dir anbeten, Herr,
und deinen Namen ehren,
dass du groß bist und Wunder tust
und du allein Gott bist.
Weise mir, Herr, deinen Weg,
dass ich wandle in deiner Wahrheit;
erhalte mein Herz bei dem einen,
dass ich deinen Namen fürchte.*

Kierdorf spricht: „Weise mir Herr, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit.“ Was für ein großer Satz. Wie gut, dass wir von anderen hören dürfen, dass sie keine Angst hatten, sich auf Deine Wahrheit einzulassen. Wir hören das Evangelium aus Mt 8,5-13:

Als aber Jesus nach Kapernaum hineinging, trat ein Hauptmann zu ihm; der bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist gelähmt und leidet große Qualen. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, dass du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der einer Obrigkeit untersteht, und habe Soldaten unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh hin!, so geht er; und zu einem andern: Komm her!, so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das!, so tut er's. Als das Jesus hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden. Aber ich sage euch: Viele werden kommen von Osten und von Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen; aber die Kinders des Reichs werden hinausgestoßen in die äußerste Finsternis; da wird sein Heulen und Zähneklappern. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh hin; dir ist geschehen, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht wurde gesund zu derselben Stunde.

Halleluja! Der Herr ist König; des freue sich das Erdenreich und seien fröhlich die Inseln, so viel ihrer sind. Halleluja!

Hector spricht: Der Predigttext für den heutigen Sonntag steht im Buch Rut, Kapitel 1, die Verse 1-19a:

Zu der Zeit, als die Richter richteten, entstand eine Hungersnot im Lande. Und ein Mann von Bethlehem in Juda zog aus ins Land der Moabiter, um dort als Fremdling zu wohnen, mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Der hieß Elimelech und seine Frau Noomi und seine beiden Söhne Machlon und Kiljon; die waren Efraiter aus Bethlehem in Juda. Und als sie ins Land der Moabiter gekommen waren, blieben sie dort. Und Elimelech, Noomis Mann, starb, und sie blieb übrig mit ihren beiden Söhnen. Die nahmen sich moabitische Frauen; die eine hieß Orpa, die andere Rut. Und als sie ungefähr zehn Jahre dort gewohnt hatten, starben auch die beiden, Machlohn und Kiljon. Und die Frau blieb zurück ohne ihre beiden Söhne und ohne ihren Mann.

Da machte sie sich auf mit ihren beiden Schwiegertöchtern und zog aus dem Land der Moabiter wieder zurück; denn sie hatte erfahren im Moabiterland, dass der Herr sich seines Volkes angenommen und ihnen Brot gegeben hatte. Und sie ging aus von dem Ort, so wie gewesen war, und ihre beiden Schwiegertöchter mit ihr. Und als sie unterwegs waren, um ins Land Juda zurückzukehren, sprach sie zu ihren beiden Schwiegertöchtern: Geht hin und kehrt um, eine jede ins Haus ihrer Mutter! Der Herr tue euch Barmherzigkeit, wie ihr an den Toten und an mir getan habt. Der Herr gebe euch, dass ihr Ruhe findet, eine jede in ihres Mannes Hause! Und sie küsste sie. Da erhoben sie ihre Stimme und weinten und sprachen zu ihr: Wir wollen mit dir zu deinem Volk gehen. Aber Noomi sprach: Kehrt um, meine Töchter! Warum wollt ihr mit mir gehen? Wie kann ich noch einmal Kinder in meinem Schoße haben, die eure Männer werden könnten? Kehrt um, meine Töchter, und geht hin; denn ich bin nun zu alt, um wieder einem Mann zu gehören. Und wenn ich dächte: Ich habe noch Hoffnung!, und diese Nacht einem Mann gehörte und einen Sohn gebären würde, wolltet ihr warten, bis sie groß würden? Wolltet ihr euch einschließen und keinem Mann gehören? Nicht doch, meine Töchter! Mein Los ist zu bitter für euch, denn des Herrn Hand hat mich getroffen.

Da erhoben sie ihre Stimme und weinten noch mehr. Und Orpa küsste ihre Schwiegermutter, Rut aber ließ nicht von ihr. Sie aber sprach: Siehe, deine Schwägerin ist

umgekehrt zu ihrem Volk und zu ihrem Gott; kehre auch du um, deiner Schwägerin nach. Rut antwortete: Bedränge mich nicht, dass ich dich verlassen und vor dir umkehren sollte. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, nur der Tod wird mich und dich scheiden.

Als sie nun sah, dass sie festen Sinnes war, mit ihr zu gehen, ließ sie ab, ihr zuzureden. So gingen die beiden miteinander, bis sie nach Bethlehem kamen.

Richter: Was für ein Drama, ich sehe sie lebendig vor mir: 3 Frauen, die übrig geblieben sind: Eine ältere Frau, Noomi, und 2 junge Frauen, Orpa und Rut. Alle drei haben sich ihr Leben ganz sicher anders vorgestellt: Noomi und Ebimelech haben in jungen Jahren ihre Heimat Juda verlassen, um anderswo ihr Glück zu versuchen. Was immer sie dazu bewegt hat: Sie werden mit großer Hoffnung aufgebrochen sein in das Land der Moabiter, mit der Hoffnung, in der Ferne ein neues Leben beginnen zu können, ein Auskommen zu haben, eine neue Heimat zu finden. Alles würde gut sein, denn sie waren ja zu zweit, sie hatten einander ja. Das würden sie schon packen, da draußen, in der Fremde.

Hector: Und zuerst lässt es sich ja auch gut an! Ebimelech findet offenbar Arbeit, sie bekommen zwei Söhne, die im neuen Land aufwachsen, vertraut mit seiner Sprache und seinen Gewohnheiten.

Richter: Ja. Bis Ebimelech stirbt – so war das nicht geplant. Zu zweit sollten sie sein, er würde die Familie ernähren, sie würde das Haus zusammenhalten. Dass einer vorzeitig stirbt, das war nicht vorgesehen. Jetzt sitzt sie da, Noomi, mit ihren beiden Kindern.

Kierdorf: Ja, aber die gab es zum Glück: Zwei Söhne, die noch dazu heirateten und ihrerseits Familien gründeten: Damit wäre die Geschichte schwer genug gewesen, aber immerhin hätte es ein soziales Netz gegeben: Noomi wäre versorgt gewesen. Aber waren es denn schon Familien? Von Kindern wissen wir nichts, die scheint es nicht gegeben zu haben, zumindest erzählt die Geschichte davon nicht. Die beiden Männer sind jedenfalls jung gestorben. So wie ihr Vater sind sie nicht alt geworden, sondern lange vor ihrer Zeit gestorben. Orpa und Rut, die beiden Schwiegertöchter, waren nun ebenfalls übriggeblieben.

Richter: Ob sie ihre Männer geliebt haben? Wir wissen es nicht. Unsere modernen Vorstellungen einer Liebesheirat treffen für die Antike ja nur bedingt zu. Die Heirat war damals eher ein Sozialvertrag, eine gegenseitige Lebensversicherung sozusagen. Schutz gegen Nachkommenschaft. Die weiteren Kapitel des Buches Rut zeigen das auf eindruckliche Weise. Die drei Frauen konnten sich damals ja nicht einfach selbständig in den Arbeitsmarkt werfen oder auf ein Sozialsystem vertrauen, das ihnen eine Witwenrente garantierte.

Kierdorf: Das war damals sicher noch ein viel größeres Problem. Aber ich kann mich trotzdem gut in die drei Frauen einfühlen. Denn selbst wenn wir heute in ganz anderen Beziehungsformen leben – ein Sozialvertrag ist so eine Ehe doch immer noch. Vor allem wenn der Mann stirbt, ist es ein wirtschaftliches Problem: Meist sind es doch die Männer, die den Hauptverdienst beitragen, weil die Frauen wegen der Kinder pausieren müssen und in vielen Berufen noch dazu vom gender pay gap betroffen sind. Außerdem fällt die Frau nach dem Tod des Mannes meistens in die schlechteste Steuerklasse. Da können die Kosten für ein Haus oder eine Mietwohnung schnell über den Kopf wachsen! In dieser Hinsicht hat die Erzählung nichts an Aktualität verloren. Was ich eher fremd finde, ist, dass die Schwiegertöchter damals an die Schwiegermutter gebunden waren. Wir könnten heute ja alleine weiterleben, eine selbständige Existenz aufbauen. Denn in meiner Generation können wir hier in Europa ja alle einen eigenen Beruf lernen. Diese Option hatten Noomi, Orpa und Rut nicht.

Richter: Naja, die beiden hätten in ihre Elternhäuser zurückgehen können. Noomi versucht ja auch, sie zum Umkehren zu bewegen: sie sagt ja, geht lieber zurück, das hat hier keinen Sinn. Aber klar, Sie haben schon recht, als Frau alleine zurecht zu kommen, das war damals nicht vorgesehen. Ihr Leben ist schwer beschädigt. Da lässt sich nichts beschönigen. Umso mehr kann ich nachempfinden, wie schwer die Entscheidung für Noomi gewesen sein muss: Gehen oder bleiben? Zurück in die alte Heimat? Es ist ja keineswegs gesagt, dass man dort freundlich empfangen wird! Und man kommt nie als diejenige zurück, als die man weggegangen ist. Umgekehrt: In der neuen Heimat bleiben? Wo inzwischen auch vieles vertraut ist, wo man neue Freundschaften geknüpft hat, aber doch nie ganz dazu gehört? Wenn ich mir Noomi so vorstelle, kommt mir eine Briefzeile in den Sinn. 1771 hat Gotthold Ephraim Lessing an Moses Mendelssohn geschrieben: „Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.“ Bei Lessing geht es dabei gar nicht um Umzugsfragen, auch nicht um die Frage, an welchem Ort man sein Leben führen möchte oder sollte. Sondern bei Lessing geht es um die Wahrheitsfrage – um das Beheimatetsein im Denken, und zwar in jenem Denken, das sich auf das Absolute richtet. Trotzdem kommt es mir hier, Noomi vor Augen, in den Sinn.

Hector: Ich weiß nicht, aber vielleicht kommt Ihnen der Lessing ja genau deshalb in den Sinn? Denn auch bei Noomi geht es ja nicht nur um die Heimat als Wohnort. Sondern sie geht ja zurück, weil sie gehört hat, dass Gott sich ihres Volkes zu Hause angenommen und ihm Brot gegeben hat.

Kierdorf: Das stimmt – und vielleicht stimmt es sogar noch mehr für Rut. Denn wenn wir die Geschichte weiterlesen, dann wird klar: Noomi leidet unter ihrem Gott. Als sie in Bethlehem ankommen, wird sie ihren Namen ablegen und sich

„Mara“ nennen: Nicht mehr Noomi, die Liebliche, sondern Mara, die Bittere, soll man sie nennen: „Denn der Allmächtige“, so sagt sie, „hat mir viel Bitteres angetan.“ In ihr ist die Sache also unentschieden: Für sie scheint klar zu sein, dass der Allmächtige der ist, der Leben gibt und nimmt. Zuhause scheint er Brot zu geben. Deshalb kehrt sie zurück. Es hat etwas Pragmatisches.

Das ist vielleicht auch für Rut so, aber sogar noch stärker. Anders als Orpa weigert sie sich, zurück nach Hause zu gehen. Sie geht ganz ausdrücklich mit Noomi mit: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, nur der Tod wird mich und dich scheiden.“ Sie lässt ihren eigenen Gott zurück. Religionsgeschichtlich ist das ein wichtiges Detail: Denn die Götter waren damals an bestimmte Orte gebunden und nur für die Menschengruppen zuständig, die an den Orten lebten. Rut also lässt ganz bewusst ihren Gott zurück und vertraut sich Noomis Glauben an. Sie hat ja eigentlich nichts als Noomis Überzeugung, dass deren Herkunftsort Bethlehem der Ort eines Gottes ist, der Brot gibt, und damit neues Leben. Sie vertraut Noomi offenbar aufs Wort.

Richter: Und tatsächlich, wir wissen ja, wie die Geschichte in Bethlehem ausgeht: Am Ende heiratet Rut nämlich Boas und wird über ihren Sohn Obed und ihren Enkel Isai zur Stammutter Davids. Und wie es danach weitergeht, wissen wir ja – wir haben die Weihnachtsgeschichte ja noch im Ohr.

Hector: Nicht nur im Ohr, auch den Christbaum habe ich noch vor Augen! Am Weihnachtsabend: Licht, das in die Finsternis scheint. Hier und heute: Vertrauen aufs Wort. So auch im heutigen Evangelium: Auch der römische Hauptmann gehört – wenn wir in der Religionsgeschichte bleiben – nicht zu denjenigen, für die der Gott, den Jesus verkündigt hat, eigentlich zuständig wäre. Bei ihm geht es nicht um die Frage der Heimat – er ist ja, wo er ist. Aber auch er ist in einer verzweifelten Situation, weil er seinen todkranken Knecht retten will. Und in dieser Verzweiflung handelt er genauso wie Rut. Genauso wie Rut kümmert er sich nicht um die Grenzen, die die Religionsgeschichte um die Götter gesetzt hat. Sondern vertraut dem Wort von diesem Gott so sehr, dass Jesus nicht einmal mehr zu ihm nach Hause zu kommen braucht.

Richter: Damit haben wir drei Motive, die alle auf dasselbe hinauslaufen: Weihnachten: Licht, das in die Finsternis scheint. Heute: Vertrauen aufs Wort. Und aus beidem folgt der Mut, neue Wege zu gehen. Noomi geht nach Hause zurück. Rut geht mit ihr mit und bricht ihrerseits auf in die Fremde – im Vertrauen darauf, dass diese ihr zur neuen Heimat wird. Sie hat eigentlich gar keine Anhaltspunkte, sie kennt weder die Fremde noch diesen Gott. Sie scheint eher einer tiefen Intuition zu folgen. Fast meine ich, sie unseren Psalm beten zu hören: „Weise mir, Herr, deinen Weg, dass ich wandle in deiner Wahrheit.“ Gar nicht so sehr als Bitte.

Sondern aus der Überzeugung heraus, dass ihr der Weg schon gewiesen ist. Das „dass“ ist ihr schon zur Wahrheit geworden. Und zwar zu einer Wahrheit, der sie sich auf Leben und Tod hin anvertraut. Was für eine Gnade, dass solches Vertrauen möglich ist. Ein Vertrauen inmitten des beschädigten Lebens. Ein Vertrauen, das sich auf dem Weg einstellt: Weil sich plötzlich zeigt, dass schon der Weg die Wahrheit ist und das neue Leben. Amen.

„Licht am Ende des Tunnels“: 2. Petr 1,16-19

PhD Matthew Robinson

31. Januar 2021, letzter Sonntag nach Epiphania

Der Morgenstern gehe auf in euren Herzen!

„Dem Gerechten muss das Licht immer wieder aufgehen und Freude den aufrichtigen Herzen. 12 Ihr Gerechten, freut euch des HERRN und danket ihm und preiset seinen heiligen Namen!“

Mit diesem Spruch aus dem heutigen Psalm, Psalm 97,11-12 begrüße ich Sie herzlich zum wöchentlichen digitalen Angebot der Schlosskirche an der Universität Bonn, heute am letzten Sonntag nach Epiphania. Ich lade Sie und euch herzlich ein, in diese halbe Stunde hineinzutreten als eine Zeit für Stille, Innehalten und gebetvolles Nachdenken. Ob mit einer Tasse Kaffee, einem Schreibblock und/oder Ihrer Bibel, seien Sie mit dabei und lassen Sie sich auf das Wort Gottes in dem Frieden Gottes ein.

Die Lesung heute kommt aus dem Matthäusevangelium 17,1-8. Ich lese nach der Lutherübersetzung 2017:

„Und nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus und Jakobus und Johannes, dessen Bruder, und führte sie allein auf einen hohen Berg. 2 Und er wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. 3 Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm. 4 Petrus aber antwortete und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so will ich hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine. 5 Als er noch so redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören! 6 Als das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. 7 Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht! 8 Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein.“

Das Wort Gottes

Predigt

„Achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.“

Wo ist aber dieses Licht? Wann leuchtet es wieder auf? Wie finden wir den Weg?

Liebe Freunde, es ist eine lange Nacht gewesen. Viele sind im letzten Jahr gestorben, viele haben gelitten, vielen leiden immer noch. Und das geht auch so weiter. Maßnahmen funktionieren nur partiell; Hilfsmittel sind immer wieder verspätet; das demokratische Wohlwollen wird zunehmend prekär, während die Stimmen der Spötter nur lauter werden. Diagonaldenker plausibilisieren

problematische Politik und gewinnen an Profil. Es kann sich so anfühlen, als ob wir in eine tiefere Nacht verschwinden, als ob der neue Tag gar nicht kommt.

So ähnlich ging es vielen Christ*innen in den Jahren nach dem Auffahren Jesu in den Himmel; auch Christ*innen aus Kleinasien, denen der zweite Petrusbrief geschrieben wurde. Für unseren heutigen Predigttext haben wir die Verse 16-19 aus dem ersten Kapitel dieses Briefes.

Denn wir sind nicht ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir euch kundgetan haben die Kraft und das Kommen unseres Herrn Jesus Christus; sondern wir haben seine Herrlichkeit mit eigenen Augen gesehen. 17 Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Preis durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herrlichkeit: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. 18 Und diese Stimme haben wir gehört vom Himmel kommen, als wir mit ihm waren auf dem heiligen Berge. 19 Umso fester haben wir das prophetische Wort, und ihr tut gut daran, dass ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euren Herzen.

Ich möchte Sie an dieser Stelle einladen, die Pausetaste zu drücken und sich 15 Minuten Zeit zu nehmen, um das ganze Kapitel zu lesen, damit die Logik und Rhetorik des Arguments dieses Textes frisch vor Augen stehen. [...] So: und jetzt weiter.

Dieser Brief wurde als eine Art Rundschreiben am Ende des ersten Jahrhunderts an die Gemeinden Kleinasiens geschrieben. Die Christ*innen dort und damals sehnten sich nach und hofften auf Jesu Wiederkommen. Und hofften. Und warteten. Und. Viele litten unter der Verfolgung der Römer, viele starben. Aber nichts ist passiert. Jesus kam nicht; die Spötter aber schon. Wie das zweite Kapitel des Briefs erzählt, wurden die Meinungen der Irrelehrer prominenter und zwar mit der damals wie heute wirksamen Rhetorik der vermeintlichen Commonsense: „Wo ist sein Kommen? Alles bleibt, wie es von Anfang der Schöpfung gewesen ist!“

Und warum sollten die Christ*innen eigentlich den Schreibern dieses Briefs glauben, wenn die Letzteren jetzt vor den selbstbeschriebenen „Commonsense-Denkern“ warnen, dass sie Irrelehrer sind, die mit alternativen Fakten eine falsche Wahrheit verkaufen? Damals wäre eine gewisse Skepsis gegenüber den Autor*innen dieses Briefs zu verstehen gewesen. Die Autor*innen des Briefs stellten sich als der Apostel Petrus vor, doch wäre es allen bewusst gewesen, dass diese Assoziation als ein Pseudonym zu verstehen sei. Das heißt, der Autor, die Autorin, die Autor*innen blieben anonym. In anderen Worten, einerseits gibt's diese eine Erzählung – Jesus mit uns! Halt durch! – die zwar der erhaltenen Orthodoxie treu bleibt, die aber nicht mehr so ganz mit der Erfahrung korrespondiert, andererseits aber eine abweichende Version des Stands der Dinge, die nicht mehr so ganz falsch scheint. Also wem und wessen Fakten soll man glauben – es ist eine Frage, die auch heute mit großem Nachklang hallt.

Warum sollen Sie, liebe Zuschauer, liebe Schwestern und Brüder, warum sollen Sie mir übrigens glauben? Ich rede zwar nicht anonym, aber doch an eine mir in diesem Moment unbekannt „Gemeinde“. Kenne ich Ihre Situation? Kenne ich, was Ihnen heute am Herzen liegt? Nein. Das muss man klar sagen. Wie damals die Christengemeinden den Autor*innen des zweiten Petrusbriefs sind Sie mir unbekannt und anonym.

Genau deswegen ist es wichtig, dass Ihr Glaube – d.h., Ihr Vertrauen und Ihr Wissen – und der Glaube der Christ*innen damals nicht an meiner Person bzw. der Person der Schreibenden verbunden sind, und dass ich bzw. die Autor*innen dieses Briefs nicht mit „ausgeklügelten Fabeln“ „die Kraft und das Kommen unseres Herrn Jesus Christus“ kundtun, „sondern“ – sondern was? Wie ist das zukünftige Kommen Jesu zu entschlüsseln? Prophezeien! Wie wird das alles passieren? Warte, Moment mal. Um Prognostizieren geht es nicht. Dann wären wir wieder mit „ausgeklügelten Fabeln“ unterwegs. Genau an dieser Stelle im Brief, an der es um einen in Frage gestellten Glauben und eine verschwindende Hoffnung geht, und wo die Leser*innen bzw. Hörer*innen des Briefs neue Auskunft über die Zukunft erwarten, kommt ein erstaunlicher Richtungswechsel durch einen sehr klugen rhetorischen Zug: statt über die Zukunft zu sprechen, wird mit diesem „sondern“ auf die Vergangenheit hingewiesen. Statt zum zukünftigen Kommen Jesu zu gucken, wird der Blick auf dem „Schon-gekommen-Sein“ Jesu gelenkt.

Ich lese die Stelle jetzt noch mal im Ganzen:

„Denn wir sind nicht ausgeklügelten Fabeln gefolgt, als wir euch kundgetan haben die Kraft und das Kommen unseres Herrn Jesus Christus; sondern wir haben seine Herrlichkeit mit eigenen Augen gesehen. Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Preis durch eine Stimme, die zu ihm kam von der großen Herrlichkeit: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Und diese Stimme haben wir gehört vom Himmel kommen, als wir mit ihm waren auf dem Berg.“

Hier haben wir einen hochinteressanten Verweis auf die sogenannte Verklärung Jesu vor Petrus, Jakobus und Johannes, wovon im Matthäus, Markus- und Lukasevangelium erzählt wird. Ich halte es für hochinteressant aus zwei Gründen: Erstens, da die Autor*innen eben nicht Petrus waren und doch anscheinend war diese Verklärungsgeschichte sowohl ihnen als auch ihren beabsichtigten Leser*innen wohl bekannt. Dies deutet darauf hin, dass es schon zu der Zeit Erzählungen von Jesus gab, die, obwohl noch mit den Aposteln und ihrer Lehre assoziiert, dennoch eine gewisse Unabhängigkeit von ihnen gewonnen hatten und als Lehrstücke mit einer bestimmten Autorität wertgeschätzt wurden.

Zweitens ist der Verweis auf die Verklärung Jesu genau wegen seiner Qualität als Lehrbild interessant. Um diese besser zu erkennen, lesen wir mal zusammen ein Ikon der Verklärung Jesu, das im Louvre hängt.

- Als erstes, beginnend mit der Hauptfigur Jesus, ist Jesus als Theophanie, die Erscheinung Gottes selbst, abgebildet, erkennbar an der blauen Mandorla, die hinter Jesus pulsiert und zeigt, dass wir es mit dieser Person nicht nur mit einem Menschensohn, sondern auch mit einem mehr als menschlichen Sohn zu tun haben.
- Dann kommt die Wolke als Heiliger Geist, der das ganze Setting animiert, in Zusammenhang mit den geometrischen Linien, die die Stimme Gottes des Vaters übertragen. Also, eine klassische Trinitätslehre.
- Mose steht zur Linken Jesu und repräsentiert mit der Torah in der Hand die Gnade des Gesetzes, während Elias zu Rechten Jesu steht und in seinem prophetischen Amt auf das Kommen Jesu hindeutet. Beide hatten auch mal mit Gott auf heiligen Bergen gesprochen.
- Unter Elias, hier links im Bild, kniet Petrus, der zumindest im Matthäusevangelium unmittelbar vor der Verklärungserzählung Jesus korrekt als Christus anerkannt hat – „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“ – und von Jesus die Schlüssel des Himmelreichs bekommen hat. Obwohl vielleicht erst später und noch nicht zur Zeit des Schreibens des zweiten Petrusbriefs, galt Petrus in der Malerei als Symbol der Kirche. Für uns steht Petrus hier auch für Buße und die Vergebung Gottes, die all unser Versagen und Unglauben trägt.
- Unter Mose schützt sich Jakobus. Jakobus wurde der Tradition nach als erster zum Apostel, der den Tod als Märtyrer erlitt und dadurch die Stärke seines Glaubens an der Gerechtigkeit Gottes bewiesen hat. Derselbe Glaube und dieselbe Gerechtigkeit mögen uns stärken.
- Schließlich in der unteren Mitte beugt sich der Johannes, der erste Apostel, der Jesus nach seiner Auferstehung in Gnade und Wahrheit sah.

Das Ikon gab es natürlich nicht am Ende des ersten oder Anfang des zweiten Jahrhunderts, es hilft uns dennoch den symbolreichen Verweis auf die Verklärung Jesu im zweiten Petrusbrief zu verstehen. Kurz: Das Kommen Jesu mit der schon offenbarten Verklärung Jesu zu assoziieren, ist so gut, wie das Kommen Jesu mit der ganzen Geschichte der Gerechtigkeit zu identifizieren, woran die Gemeinden in Kleinasien sowie wir heute teilgenommen haben und teilnehmen.

Diese rhetorisch geschickte Neukodierung des Kommen Jesu von spekulativer Zukunftsfrage auf schon vorhandene Akten und Fakten, arbeitet Hand in Hand mit dem Akzent, der in der Interpretation der „kostbaren und allergrößten Verheißungen“ Gottes gesetzt wird. Hätten diese Verheißungen mit der Zukunft zu tun, dann, angesichts der Tatsache, dass Jesus nicht wiedergekommen ist, um

alles Unrecht auf einmal gutzumachen, ja, dann wäre eine gewisse Skepsis vielleicht legitim. Die Verheißungen beziehen sich zwar auf das Reich Gottes, beschreiben aber nicht den Ort selbst, sondern zeigen den Weg dorthin, „den Weg der Wahrheit“ (Kapitel 2,2) und „den Weg der Gerechtigkeit“ (Kapitel 2,21).

Unser Glaube ist nicht eine unbegründete Sehnsucht oder Nostalgie, die wir in die nebelige Nacht einer nicht durchsichtbaren Zukunft werfen. Sonst könnten wir schon fragen, ob er Halt finden kann oder nicht. Der Glaube an Jesus als Christus ist der schon von Gottes Handeln selbst und in der Geschichte erbaute Weg der Gerechtigkeit.

Aber eines muss noch dazu gesagt werden: Es ist nicht nur der Fall, dass die Glaubwürdigkeit des Kommen Jesu und der Verheißungen Gottes nicht mit meiner Person bzw. der Person des Briefs Autor*innen zusammenhängt, sondern weiter, dass sie nicht einmal mit dieser oder jener Instanzierung der Verheißungen *per se* zusammenhängt. *Das Kommen Jesu wird immer wieder neu bewiesen, indem wir zu Jesus kommen, und zwar auf dem Weg der Gerechtigkeit zum Eingang in das Reich Gottes. (1:11)*

Dieser Weg, wie es in Kapitel 1,5-7 heißt, ist ein tugendhafter Weg der Liebe und Brüderlichkeit und Geduld und daraus folgt verlässliche Erkenntnis und erhellendes Wissen. Diese Tugend und Praktiken skizzieren eine Landkarte, die alle Menschen auf einem Weg zu einem gerechten und gediehenen Leben führen kann – ob Christ oder Muslim, Jude, einer anderen Religion Zugehörige oder auch nicht religiöse Menschen. Mit Liebe kommt Akzeptanz und aus Akzeptanz wächst die Freiheit, etwas Neues zu denken und auszuprobieren. In Brüderlichkeit und mit Geduld stehen wir bereit, beisammen zu stehen, miteinander zu feiern und weiter zu wachsen, wenn es gut für das Individuum und die Community ist. Mit einer solchen Haltung können sich Glaubwürdigkeit, Vertrauen, und starkes Wissen erbauen. Wir müssen aber auch bereit sein, einander gegenseitig solidarisch zu helfen, wenn eine Idee oder ein Versuch nicht so ganz gelingt. Im letzteren Fall merken wir vielleicht mal fehlende Brüderlichkeit, nicht ausreichend Geduld und damit einhergehend ein Streben nach Selbstschutz und evtl. Misstrauen anderen gegenüber. Eine Nullsumme-Mentalität lenkt unser Handeln und die Konkurrenz um vermeintlich verschwindende Ressourcen oder sozialen Einfluss bestimmt unsere Beziehungen. Dabei verlieren wir uns selbst und den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit sowieso.

Wie finden wir den Weg der Gerechtigkeit wieder, wenn wir einmal davon abgegangen sind? Der zweite Petrusbrief schreibt „Buße“ vor. Buße ist ja ein altmodisches Wort, passt aber ziemlich gut zu der Metapher von Glauben als eine Reise auf dem guten Weg. Buße übersetzt das Wort *metanoia* aus dem Griechischen, eine Art neu zu denken bzw. anders überzeugt zu werden oder sogar

etwas zu bereuen. Im Hebräischen aber wird „Buße“ oft durch das Wort shuv ausgedrückt; shuv heißt umkehren und sich wieder auf den rechten Weg machen. Weichen wir von dem hellen Weg der Gerechtigkeit ab, so verlieren wir den Weg der Wahrheit und geraten in Finsternis und auf den Weg der Irreführung? Das sollten wir uns regelmäßig fragen und sehr demütig und offen für kritische Selbstanalyse sein. Glaube ist der Moment des Zurück-zum-Weg-Gehens und des Weiter-auf-dem-Weg-Gehens, zwischen Zweifel und Hoffnung, der von einer tugendhaften erkenntnisbasierten, gut gemäßigten und von der Nächstenliebe dirigierte Entscheidung aktiviert wird. Damit der Morgenstern aufgeht in unseren Herzen.

Und hiermit kommen wir am Ende der heutigen Predigt wieder zum Ausgangspunkt: Epiphania. Epiphania hat mit Licht zu tun und mit der Offenbarung Jesu als Heiland und Sohn Gottes. Aber dieser Sonntag nach Epiphania ist auch der letzte Sonntag vor der Fastenzeit, traditionell die Zeit des Bußetuns und immer noch die Zeit der Vorbereitung unserer Herzen, tugendhaft auf den Wegen der Gerechtigkeit und Wahrheit zu gehen. Mit den Worten aus Kapitel 1,11 noch ein letztes Mal zu sprechen: „Denn wenn ihr dies tut, werdet ihr niemals straucheln, und so wird euch reichlich gewährt werden der Eingang in das ewige Reich unseres Herrn und Heilands Jesus Christus.“

Tue das Gute, gehe raus ins Licht Gottes, lass die Türen der Gerechtigkeit geöffnet werden. Amen.

„Und die Liebe Gottes, welche höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“

„Auf die Saat setzen“: Lk 8,4-15

Prof. Dr. Eberhard Hauschildt

mit stud. theol. Elisabeth Schwab und stud. theol. Jan Thelen

07. Februar 2021, Sexagesimä

Predigt im Semesterschlussgottesdienst

5 Es ging ein Sämann aus, um zu säen.

Und als er säte, fiel einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel fraßen's auf.

6 Und anderes fiel auf den felsigen Boden; und als es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte. 7 Und anderes fiel mitten unter das Unkraut, und die Unkräuter gingen mit auf und erstickten's.

8 Und anderes fiel auf das gute Land; und es ging auf und trug hundertfach Frucht.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

(I. Aussaat)

(Hauschildt) Eine Geschichte von einem Bauern, einem, der so sät, wie es üblich war in vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden – und so, wie es auch heute alles andere als selten ist, wenn man nicht gerade in Europa lebt oder in einer der Megastädte sonst wo auf dem Globus. Nichts Besonderes wird erzählt, höchstens etwas eher Altertümliches. Fast eine Idylle – jedenfalls gibt es solche Bilder vom säenden Landmann. Aber das Erzählte liefert dann eben gerade keine Idylle, wo alles schön und gut ist. Vorgeführt wird der ganze Realismus beim Säen und Wachsen. Man bekommt vor Augen geführt, was alles dazugehört beim „Auf die Saat setzen“. Denn wer immer was auch immer sät, steigt damit ein in eine Geschichte, die weitergeht, ob man will oder nicht. Bei der was gelingt und was nicht gelingt.

Ausgesät werden von Menschen nicht nur Pflanzensamen, sondern auch Worte und Ideen, welcher Art auch immer.

(Schwab) Eine Art von Aussaat, womit ich mich täglich beschäftige, ist das, was ich übers Internet auf dem Handy empfangen. Ich habe keine Tageszeitung abonniert mit den Nachrichten von gestern. Ich schaue auch nicht täglich die Nachrichten im Fernsehen um 19 Uhr oder 20 Uhr, wie es meine Großeltern noch tun, obwohl mir das Handy auch ARD-Live und ZDF-Live anbietet. Ich klicke mich durch oder suche mehr oder minder gezielt. Ganz klar: Ich muss selbst entscheiden, was ich anschauen und was nicht und selber prüfen, welche Website, welche Bloggerin und welcher Post sich mir als vertrauenswürdig erweist.

(Thelen) Das Semester mit seinen Vorlesungszeiten geht zu Ende. Insofern ist jetzt Semesterende. Aber mein Studium, neben ein paar Erholungspausen, geht weiter im Februar und März, bevor die Veranstaltungen des Sommersemesters beginnen. Ich soll in den nächsten Wochen zeigen, in der ersten oder zweiten Prüfungsphase:

Es ist was von dem Säen von Lerninhalten in den Vorlesungen und Seminaren und von wissenschaftlichem Verstehen bei mir aufgegangen. Ich werde zeigen sollen, was ich davon in 20 Minuten beim Antworten auf Fragen in der mündlichen Prüfung aus dem Kopf noch weiß oder was ich in ein paar Wochen aufs Papier bringen kann. Es kommt darauf an, welchen Zuwachs die Saat bei mir bekommen hat.

Und dann ist da zurzeit die große Aussaat an Impfstoffen. Wie toll, dass es was zu säen gibt. Und was für eine tolle Saat. Wenn sie in meinem Arm versenkt ist, dann ist ziemlich berechenbar und ohne weiteres Zutun klar, dass sie ihren Zweck erfüllt, mich und andere zu schützen. Ach, wenn doch schon jetzt wir am Ende des Sommers 2021 wären – in der Erntezeit.

(II. Worte (nicht) verstehen)

(Hauschildt) Wie jede Erzählung mehrschichtig ist, die es sich lohnt weiterzuerzählen, so auch die von dem Bauern, der auf die Aussaat setzt. Und wie bei jeder Erzählung, ja jedem Wissen überhaupt, kommt es darauf an, wie es verstanden wird. „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ Mit diesem Satz schließt der biblische Erzähler denn auch seine Erzählung. Dabei ist doch klar: Es kommt nicht nur auf funktionierende Ohren an, sondern auch darauf, was davon ankommt im Filter- und Verarbeitungssystem namens Gehirn – und dann noch darauf, was davon – bildlich gesprochen – das Herz erreicht. Fernab von jeglichen neurologischen Wissensbeständen macht es der Erzähler schon im Kreis der Schülerinnen und Schüler noch genauer deutlich, in einer Art Folgeerzählung zur Erzählung. Die richtet sich natürlich auch an die Leserinnen und Leser, mithin an uns, an Sie und mich, die wir uns doch etwas erhoffen von dem biblischen Wort.

Die Erzählung soll ein „Gleichnis“ (V. 9.10) sein. Und damit setzt sie sich dem aus, wie es nun mal so ist, wenn Menschen erzählte Worte hören. Es kommt auf die Rezeption an. Es ist dem ausgesetzt, „dass sie es sehen und doch nicht sehen und hören und nicht verstehen“, so formuliert es der biblische Text selbst (V. 10). Gefährdet, nicht verstanden oder missverstanden zu werden, das ist das Risiko: beim Unterrichten, bei jeder produzierten Kommunikation, in den Büchern und Zeitungen, auf den Internetseiten und Bloggerbeiträgen, und beim Umgang miteinander unter Freunden oder der Familie oder im Fakultätsrat oder der mündlichen Prüfung auch.

(III. Provokation Gleichnis)

Und es ist auch so, wenn man von Gott redet. Ja, es ist noch mehr so, wenn man von Gott redet. Unausweichlich geschieht das in Bildern, die aussehen wie Menschenbilder und Erzählungen, die so erzählen, als würde man von Menschen erzählen. Der erzählte Erzähler Jesus nennt seine Geschichte vom Sämann denn

auch eben ein „Gleichnis“. Er sagt im anschließenden Gespräch seinen Jüngerinnen und Jüngern, was dies Gleichnis leisten kann für die, die es verstehen: nämlich „zu wissen die Geheimnisse des Reiches Gottes“ (V. 9), Durchblick zu haben, worauf es ankommt in diesem Gleichnis. Und wenn dieser Erzähler für die Christinnen und Christen der Offenbarer ist, der, aus dem Gott spricht, dann setzt das doch einen Unterschied zu anderem, zu dem, was sonst so erzählt wird in den Märchen und Sagen, in den Vorlesungen und Universitätsprüfungen, im Internet und am Handy oder – wo es denn derzeit doch möglich ist – „face to face“.

Es kommt drauf an, was dieses Gleichnis sagt und wie es dies sagt. Es kommt auf die Inhalts- und Gestaltqualität des Gleichnisses an. Der nachzugehen ist etwas, was möglich ist. Darum die Beschäftigung mit ihm. Der erzählte Erzähler sagt im Bibeltext geradewegs heraus, wie es zu hören ist: „Das ist aber das Gleichnis. Der Same ist das Wort Gottes.“ (V. 11)

(Schwab) Das provoziert: Denn erzählt wurde doch zuerst: Dieser Same, der nun Wort Gottes sein soll, der geht verloren. Die Provokation liegt nicht bei der Bildhälfte. Denn ja, wer Samenkörner aussät, muss damit rechnen, dass nicht aus allen Samen was wird. Einige werden aufgefressen von irgendwelchen Tieren; einige Jungpflanzen kommen um, weil die Bodenqualität bei nicht so ganz optimalem Wetter versagt. Sie werden von anderem, was sonst noch versteckt ist im Boden an Samen und schnellwachsenden Keimlingen, bald überwuchert werden. Mit Schwund muss man rechnen. Dass es die Samen nicht schaffen. Die Provokation aber liegt bei der Sinnhälfte: Dass es eben Gottes Wort nicht schafft, weil anderes lauter, interessanter, ja eben mächtiger ist. So wie im Internet, das doch angetreten ist, der große Ort des freien Zugangs zur Wahrheit und der Ort des herrschaftsfreien Diskurses zu sein. Pustekuchen.

Und wenn ich schon mal dabei bin: Das Gleichnis provoziert nicht nur, es übertreibt auch – bei der hundertfachen Frucht. Die Rechnung mag für den Ackerbau stimmen. In der modernen industriellen Landwirtschaft wird die Quote sicher noch um ein 'Zigfaches mehr übertroffen. Allerdings kann es dann auch sein, dass solche Nutzung Probleme mit der Bodenqualität verursacht und dann plötzlich, wenn man sie doch bräuchte, nicht nur die Regenwürmer, sondern auch die Bienen abhandenkommen. Wie dem auch sei: Stimmt die Rechnung denn für Gottes Wort? Verdächtig finde ich schon, wenn ich beim Zählen mal bei den Wörtern anfangen, die die Erzählung braucht. Dann komme ich auf 52 Worte, die erzählen, dass das Wort Gottes sich nicht durchsetzt. Für das Gegenteil davon von der 100fachen Frucht gibt es gerade mal 15 Wörter. Wo ist denn die 100fache Frucht des Wortes Gottes, die alles übertreffen soll? Bei den Internetklicks sicher nicht.

(Thelen) Ich glaube, so einfach ist es nicht. Es ist doch ganz normal, dass beim Reden und Hören bei weitem nicht alles ankommt und aufgeht. So wie in der

Vorlesung die Worte nur zu einem Teil im Verständnis ankommen oder das Gelesene in der Prüfung schon wieder völlig weg ist. Und bei dem, was ich sage, ist es auch nicht anders – was meine Freunde dabei heraushören oder meine Eltern davon verstehen. Verstehen ist schwierig – und Gottes Worte zu verstehen ist noch viel schwieriger. Jesus hat das Gleichnis einer großen Menge erzählt – und die meisten von ihnen haben es nicht verstanden und selbst beim „inner circle“ der Jünger ist es eher mäßig mit dem Verständnis. Gottes Wort müsste etwas haben von einer Art Einimpfung. Du merkst erst gar nicht, wie sehr du dich verändert hast. Du merkst selber auch gar nicht, wie du durchs Studium doch irgendwie schlauer geworden bist – im Denken und überhaupt, hoffe ich zumindest. Nur manchmal, wenn’s drauf ankommt, dann ist der Unterschied da, dann fällt er anderen auf und fällt dir auf.

(IV. Frucht bringen: „Herz“ und „Geduld“)

(Hauschildt) Gottes Gegenwart bleibt geheimnisvoll. Und sie hat viel zu tun damit, wie sie von mir und von dir aufgenommen wird. Die sogenannte Erklärung des Gleichnisses, die bei Lukas miterzählt wird, verschiebt beim Erklären zugleich die Perspektive. Jetzt ist das Samenkorn nicht mehr verglichen mit dem Wort Gottes, wie es noch Anfangs heißt. Mehr und mehr wird beschrieben, welche Aufnahme diese Worte bei den Menschen erfährt; es geht um Varianten beim menschlichen Hören dieser Worte. Damit wird es Beschreibung von uns, den Zuhörerinnen und Zuhörern, den Zuhörerinnen und Zuhörern in der Gemeinde des Lukas, den Generationen von Zuhörerinnen und Zuhörern seit dem, wo auch immer auf der Welt, potenziell der ganzen Welt. Denn inzwischen ist es doch kein Problem, an eine Deutung ranzukommen, nach der ich mir vorstelle, dass alles zum Guten bestimmt ist, und dass man sich das vorstellt in der Erzählung von Gott dem Schöpfer.

Und auf einmal rückt dann das Gleichnis noch ein Stück näher heran. Die Frage ist: Was machen wir, was machen du und ich, damit dass in uns diese Art von Samen eingepflanzt ist – durch Worte und Vorstellungen, die es doch gibt. Was machen wir damit etwa als Getaufte oder als Menschen überhaupt. Haben wir es eigentlich mitbekommen? Und denken wir noch daran: dass Gott am Werke ist zum Guten, dass eben, so wie es in der Bibel bezeichnet wird, das Gottesreich angebrochen ist? Die Worte habe ich gehört, haben Sie gehört. Habe ich, haben Sie sie verstanden, verinnerlicht, machen die Worte denn eben einen Unterschied aus? Diese Gleichnisauslegung bleibt da ehrlich (V. 12-14): Die Saat auf den Weg gefallen – irgendwie geht sie im Leben einem leicht verloren, wird gefressen von anderem. Oder sie hat keinen Wurzelhalt zum Wasser der Tiefe, wenn man in die Durststrecken des Lebens kommt. Oder sie wird schlicht überwuchert. Oder eben aber sie „bringt Frucht“, wie es in der Gleichniserläuterung heißt. Keine 100er-Zahlen mehr. Die Tatsache selbst der Fruchtbildung macht schon den

entscheidenden Unterschied aus. Das Frucht-Bringen macht einen selbst zum Träger, zur Überträgerin des Wortes Gottes. Das Wort Gottes entfaltet ein doppeltes Potenzial. Und hier wird das nun mit zwei Stichworten konkretisiert. Die messen nicht in Zahlen von Körnern oder Kilo und Tonnen, sondern nennen Worte menschlicher Qualität: „Herz“ und „Geduld“.

Genau das ist es, was wir brauchen und was eingepflegt ist. Es ist auch das, was bleibt am Ende eines Semesters und in den ersten Monaten eines Vakzins, auf das immer noch mehr gewartet wird, als es schon da ist: Und das ist doch eigentlich gar nicht so geheimnisvoll, jedenfalls eigentlich nicht schwer zu verstehen: Herz und Geduld. Auf die gesäte Saat setzen, auf die Kraft der Saat setzen. So lautet der letzte Satz aus der Zusatzerzählung: „Die aber auf dem guten Land sind die, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.“ (V. 15) Von der Unvollkommenheit des Ackers, wie er nun mal ist, von der eigenen Unvollkommenheit und der der anderen um mich herum und auf der Welt überhaupt, von all dem sich nicht beirren lassen. Und ja, auch sich nicht von der Unvollkommenheit eines Gottesdienstes wie diesem, der sich auf die Krücke von Zoom und Internet stützen muss. Sich schließlich auch nicht beirren lassen von einem Semesterschlussgottesdienst, der doch eigentlich nach der Bonner Schlosskirchentradition auf ein gemeinsames Abendmahl hinzielen würde.

Heute aber hier kein Brot, kein Wein, kein Sehen von Angesicht zu Angesicht zwischen uns und Ihnen. Aber auch solch ein Gottesdienst, der das alles nicht bieten kann, lebt dennoch davon, dass gesät ist, dass trotz Zweifel, schwacher Ausdauer und Sorgen eben gesät ist, durch Gleichnisse und anderes mehr, und dass Gott es wachsen lassen wird, indem es auf fruchtbaren Boden fällt. Herz und Geduld, Geduld und Herz.

(Der gesamte Predigttext)

4 Als nun eine große Menge beieinander war und sie aus jeder Stadt zu ihm eilten, sprach er durch ein Gleichnis:

5 Es ging ein Sämann aus zu säen seinen Samen.

<i>Und indem er säte, fiel einiges an den Weg und wurde zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen's auf.</i>	<i>6 Und anderes fiel auf den Fels; und als es aufging, verdorrte es, weil es keine Feuchtigkeit hatte.</i>	<i>7 Und anderes fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf und erstickten's.</i>	<i>8 Und anderes fiel auf das gute Land; und es ging auf und trug hundertfach Frucht.</i>
---	---	--	---

Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre!

9 Es fragten ihn aber seine Jünger, was dies Gleichnis bedeute. 10 Er aber sprach: Euch ist's gegeben in

Gleichnissen, dass sie es sehen und doch nicht sehen und hören und nicht verstehen. 11 Das ist aber das Gleichnis: Der Same ist das Wort Gottes.

<p><i>12 Die aber an dem Weg, das sind die, die es hören; danach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, damit sie nicht glauben und selig werden.</i></p>	<p><i>13 Die aber auf dem Fels sind die: Wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an. Sie haben aber keine Wurzel; eine Zeit lang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen sie ab.</i></p>	<p><i>14 Was aber unter die Dornen fiel, sind die, die es hören und gehen hin und ersticken unter den Sorgen, dem Reichtum und den Freuden des Lebens und bringen keine Frucht zur Reife.</i></p>	<p><i>15 Das aber auf dem guten Land sind die, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen und bringen Frucht in Geduld.</i></p>
--	--	---	--

Notizen: